

Leben im Freidorf

**Zur 75-jährigen
Siedlungsgeschichte**

unveröffentlichter
Text-Entwurf

Urs Maurer-Dietrich

Zürich, Dez.1995

INHALTSVERZEICHNIS:

1. DIE GEMEINDE MUTTENZ UND DAS FREIDORF	6
1.1 DAS FREIDORF UND MUTTENZ	6
2 DAS LEBEN IM FREIDORF (DAS GRÜNDUNGSGESCHEHEN)	7
2.1 SOZIALGESCHICHTLICHE VORAUSSETZUNGEN IN DER SCHWEIZ	7
2.2 SOZIALGESCHICHTLICHE VORAUSSETZUNGEN IM RAUME BASEL	7
2.3 GEISTESGESCHICHTLICHE VORAUSSETZUNGEN	7
2.4 GRÜNDER DES FREIDORFS: DR.H.C. BERNHARD JÄGGI	7
2.5 BEAUFTRAGTER ARCHITEKT: HANNES MEYER	8
2.6 GRÜNDUNGSGEDANKE UND INITIATIVE	9
2.7 FINANZIERUNG UND STIFTUNGSVERTRAG	9
2.8 LANDERWERB UND ERSTE PROJEKTSTUDIEN	10
2.9 KONSTITUIERENDE VERSAMMLUNG, DIE STATUTEN	11
3 DIE COOP SCHWEIZ UND DAS FREIDORF	12
4 DIE ENTWICKLUNG UNSERER FINANZEN	14
4.1 AUSSEN- UND INNENRENOVATIONEN, WÄRMEVERSORGUNG	14
4.2 MIETEN	14
4.3 UMGEBUNG, VERKEHR	14
4.4 ALTERSWOHNUNGEN, BAURECHTE	14
4.5 GENOSSENSCHAFTSHAUS	15
4.6 SONSTIGE RAHMENBEDINGUNGEN	15
4.7 NICHT VERWIRKLICHTE PROJEKTE	15
5 DAS LEBEN IM FREIDORF (DIE ERSTE SIEDLERGENERATION)	17
5.1 LEITBILDER DES ARCHITEKTEN	17
5.2 SITUATIONSENTWICKLUNG	17
5.3 DIE WOHNBEDÜRFNISSE	17
5.4 NORMIERUNG UND TYPISIERUNG	18
5.5 DAS VERSORUNGSKONZEPT: SENSATIONELL	18
5.6 DAS GÄRTNERISCHE ELEMENT	19
5.7 DAS GENOSSENSCHAFTSHAUS	19
5.8 DIE ERSTE SIEDLERGENERATION	20
5.9 ENTSTEHUNG UND WIRKEN DER KOMMISSIONEN	20
5.10 DIE "FREIDORFSCHULE"	21
5.11 GRÜNDUNGSGEDANKE DES GENOSSENSCHAFTLICHEN SEMINARS	22
5.12 DIE ENTFALTUNG DER KONSUMGENOSSENSCHAFT FREIDORF	22
5.13 FESTE, KULTURELLES LEBEN	23
5.14 INFLATION UND GESTALTUNG DER MIETZINSE	23
5.15 EIGENNUTZ - STIFTUNGSZWECK	24
5.16 STAATS- UND WIRTSCHAFTSPOLITISCHE DIMENSIONEN	24
5.17 ZUSAMMENFASSENDE CHARAKTERISIERUNG	24
6 DIE DRITTEN 25 JAHRE 1969 - 1994	26
6.1 BESCHRÄNKUNG AUF DAS MÖGLICHE UND KONSOLIDIERUNG	26
7 DAS FESTJAHR 1994	30
7.1 DIE FOTO- UND OBJEKTAUSSTELLUNG 75 JAHRE FREIDORF	30
7.2 DAS PLATZFEST	33
7.2.1 <i>Einleitung:</i>	33
7.2.2 <i>Eine Chronik der Dinge, die da kommen sollen:</i>	33

7.2.3 Erste Probleme tauchen auf:.....	34
7.2.4 Jetzt wird aufgebaut:	34
7.2.5 Es geht los, das Fest am Samstag:	35
7.2.6 Es geht weiter, das Fest am Sonntag:	36
7.2.7 Fazit:	36
7.2.8 Ein Nachtrag (Fakten und Zahlen):	37
8 DER MUTTENZER FRÜHLINGSFLOHMARKT	38
8.1 DIE LINDEN UND DAS GROSSE HAUS AM PLATZ	38
8.2 DIE IDEE	38
8.3 DAS ORGANISATIONSKOMITEE	39
8.4 DAS KONZEPT "ÖFFNUNG, BEGEGNUNG, WIEDERVERWENDUNG"	39
8.5 DIE VORBEREITUNGEN ZUR PREMIERE	40
8.6 DER 21. MÄRZ 1992	40
8.7 DER 20. MÄRZ 1993	41
8.8 DER 11. JUNI 1994	42
8.9 DER 25. MÄRZ 1995	42
8.10 DER 30. MÄRZ 1996	42
8.11 DER AUSBLICK.....	44
9 DIE VISION "FREIDORF" WIRD WEITER ENTWICKELT	45
9.1 25 JAHRE SIEDLUNGSGENOSSENSCHAFT FREIDORF	45
9.2 DAS FEUER DES GENOSSENSCHAFTLICHEN GEISTES	46
9.3 DIE GROSSE IDEE DER GRÜNDER	46
9.4 GESCHEITERTER VERSUCH	47
9.5 WAS LEHRT UNS DIE VERGANGENHEIT	47
9.6 DER VORSTAND RUFT ZUM AUFBRUCH AUF.....	48
9.7 2. JUNI 1993, 1. FORUM "AUFBRUCH - UNSERE ZUKUNFT IM FREIDORF"	49
9.8 DIE ÄLTERE GENERATION REAGIERT	50
9.9 20. SEPTEMBER 1993, 2. FORUM "GRÜNDUNG DER ARBEITSGRUPPE ENTWICKLUNG"	50
9.10 3. NOVEMBER 1993, DIE "ARBEITSGRUPPE ENTWICKLUNG" NIMMT IHRE ARBEIT AUF.....	51
9.11 DIE ARBEITSGRUPPE "ENTWICKLUNG" WIRD ZUR QUELLE DER ERNEUERUNG	51
9.12 AUCH RÜCKSCHLÄGE.....	52
9.13 DAS LEITBILD.....	52
9.14 DIE ARBEITSGRUPPE "STATUTEN"	53
9.15 DER RAHMEN FÜR DIE STATUTEN	53
9.16 NEUREGELUNG DES WOHNRECHTS	53
9.17 DIE INHALTE	54
9.18 DIE BASIS NIMMT STELLUNG	55
9.19 DIE AUSSERORDENTLICHE GENERALVERSAMMLUNG VOM 17. NOVEMBER 1995.....	56
9.20 DIE AUSSICHTEN	57
10 DAS SGF-MITTEILUNGSORGAN	58
11 DAS PROJEKT WOHNALTERNATIVEN	61
11.1 EINE IDEE KEIMT (WIEDER EINMAL)	61
11.2 WIE WIRD DIE IDEE ZUERST BEHANDELT ?.....	61
11.3 WER KÜMMERT SICH KONKRET UM DIESE IDEE ?	61
11.4 DIE GRUPPE DEFINIERT IHRE ZIELE	61
11.5 DAS VORGEHEN	61
11.6 DIE IBB ARBEITET FÜR DAS FREIDORF.....	62
11.7 "WAS MACHEN DENN DIESE KINDER IM FREIDORF?"	62
11.8 INFORMATIONEN AN DIE SIEDLERSCHAFT	62
11.9 DAS ERGEBNIS, DIE AUSSTELLUNG	62
11.10 WIE GEHT ES WEITER?	62
12 DAS LEBEN IM FREIDORF (RÜCKBESINNUNG, KONFLIKTE, NEUE IMPULSE).....	64

12.1 VERÄNDERUNGEN DER LEBENSBEDINGUNGEN IM UMFELD	64
12.2 VERÄNDERUNGEN IN DER NACHBARSCHAFT DES FREIDORFS	64
12.3 EINDRÜCKE UND ERLEBNISSE AUS DER KINDHEIT DES AUTORS (1946-57).....	64
12.4 JAHRESZEITENFESTE	65
12.5 BOTENGÄNGE.....	66
12.6 NACHHALTIGE SCHULEINDRÜCKE	66
12.7 EINDRÜCKE VON DER WELT DER ERWACHSENEN	67
12.8 ZUSAMMENFASSENDER CHARAKTERISIERUNG	67
12.9 ANPASSUNGEN UND UMSTRUKTURIERUNGEN	68
12.10 DIE ENGEN GRENZEN DER NUTZUNGSMÄSSIGEN UND BAULICH GESTALTERISCHEN SPIELRÄUME	68
12.11 AUSZEHRUNG UND AUSRÄUMUNG DES GENOSSENSCHAFTSHAUSES.....	69
12.12 ALTERSWOHNUNGEN, KAMPF UM DAS GENOSSENSCHAFTSHAUS.....	69
12.13 HINTERGRÜNDE DES KONFLIKTS	69
12.14 ZUSAMMENFASSENDER CHARAKTERISIERUNG	70
12.15 NEUE ALTERSWOHNUNGEN UND ZUZUG EINER NEUEN GENOSSENSCHAFTERGENERATION	71
12.16 NEUES BLOCKHEIZKRAFTWERK	71
12.17 ALLTAG IN DER SIEDLUNG HEUTE, OPTISCHE EINDRÜCKE	71
12.18 ALLTAG IN DER SIEDLUNG: GESPRÄCHSAUSWERTUNG	72
12.19 75 JAHRE FREIDORF: "DER AUFBRUCH HAT BEGONNEN"	73
12.20 ZUSAMMENFASSENDER CHARAKTERISIERUNG	74
13 UNSERE ÄLTERE GENERATION IM FREIDORF	75
13.1 GESPRÄCH MIT HERRN UND FRAU LENZ; FREITAG DEN 9. FEBRUAR 1996	75
13.2 GESPRÄCH MIT HERRN UND FRAU OPPE (FREIDORF 59) SOWIE MIT FRAU RINGGENBERG (FREIDORF 39) DONNERSTAG, 29. FEBRUAR 1996	76
14 DIE FRAUEN IM FREIDORF	78
15 DAS FREIDORF-BEIZLI	80
15.1 VON DER MÖGLICHKEIT, EINEN "BEIZENABEND" IM FREIDORF INS LEBEN ZU RUFEN.....	80
15.2 AMATEUR-WIRTE SIND GEFRAGT	80
15.3 ES FUNKTIONIERT	80
15.4 WIE WEITER ?	80
16 ANHÄNGE.....	81
16.1 DAS "GOLDMACHERDORF" VON HEINRICH ZSCHOKKE, KURZE ZUSAMMENFASSUNG	81
16.1.1 "Das Goldmachedorf" in der "Selbstschau" Heinrich Zschokkes (1771 - 1844) ...	83
16.1.2 J.F. Schär und das "Goldmachedorf"	83
16.2 LEITBILD	85
16.2.1 Wer wir sind	86
16.2.2 Wie wir die genossenschaftliche Idee verstehen	86
16.2.3 Was wir wollen	86
16.2.4 Unser Vorstand und unser Personal	87
16.2.5 Unsere Verantwortung als Teil der Gesellschaft	88
16.3 STATUTEN	89
16.3.1 I. Name, Gründung und Zweck	90
16.3.2 II. allgemeine Grundsätze	90
16.3.3 III. Mitgliedschaft	92
16.3.4 IV. finanzielle Bestimmungen	93
16.3.5 V. Organisation	95
16.3.6 VI. Vorschriften über die Geschäftstätigkeit	97
16.3.7 VII. Schlussbestimmungen.....	99
16.4 VORSCHRIFTEN ÜBER DIE VERMIETUNG VON WOHNUNGEN	100
16.4.1 Wohnungszuteilung.....	101
16.4.2 Kündigung des Mietvertrages bei Beendigung des Arbeitsverhältnisses	102
16.5 REGLEMENT ZUR UMSETZUNG VON MITGLIEDSCHAFT UND GENOSSENSCHAFTS-KAPITAL ..	103

16.6 LISTE DER VORSTANDSMITGLIEDER (1969 - 1996).....	109
16.7 DELEGIERTE DES VSK RESP. DER COOP SCHWEIZ	109
16.8 DAS PERSONAL AB 1969.....	110
17 LITERATURVERZEICHNIS	111

2 Das Leben im Freidorf (Das Gründungsgeschehen)

Verfasser: U. Maurer

2.1 Sozialgeschichtliche Voraussetzungen in der Schweiz

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts lebte der überwiegende Teil der schweizerischen Bevölkerung in Dörfern, Weilern und Einzelhöfen. So gab es noch 1850 in der Schweiz nur acht städtische Gemeinden mit mehr als 10'000 Einwohnern, was bedeutet, dass bloss 6,5% der Bevölkerung in städtischer Umgebung wohnte. Der landwirtschaftliche Familienbetrieb war die überwiegende Wirtschaftsform. Das Verlagssystem (Hausposameter), also Produktion von vorwiegend Textilarbeiten im eigenen "Heimetli", vermochte in der Schweiz die Landfluchtbewegung im Vergleich etwa mit England stark zu verzögern.

Nach der Trennung von Basel-Stadt und Land 1833 setzte eine starke Landflucht ein. So waren beispielsweise 1860 von den 38'000 registrierten Einwohnern der Stadt Basel nur gerade 11'000 oder knapp 30 % Stadt- oder Kantonsbürger.

2.2 Sozialgeschichtliche Voraussetzungen im Raume Basel

Mit der starken Zunahme der Wohnbevölkerung in der Stadt Basel zwischen 1837 und 1860 um über 70% vermochte die Wohnbauproduktion nicht Schritt zu halten. Im Anschluss an die Cholera- und Typhusepidemien von 1854/55 wurde in Basel eine amtliche Untersuchung der Wohnsituation durchgeführt. Diese brachte vorallem in den älteren Stadtteilen sehr prekäre Zustände ans Licht. Oft wohnten 4-6 Leute in einem kleinen Zimmer und für mehrere Familien stand oft nur eine einzige sanitäre Einrichtung zur Verfügung. Manche wohnten in fensterlosen Dachböden oder in offenen Fluren¹.

Während um die Mitte des 19. Jahrhunderts die stärksten Selbsthilfeorganisationen von Handwerkern ausgingen, waren es nun zunehmend auch die FabrikarbeiterInnen. Der Internationale Arbeiterverein (IAC) und der Allgemeine Consumverein (ACV) entstanden in Basel 1865 fast gleichzeitig in der Folge der wirtschaftlichen Rezession der 60-er Jahre.

2.3 Geistesgeschichtliche Voraussetzungen

Während Genf, die Stadt Calvins und Henri Dunants, zu Beginn des 20. Jahrhunderts Zentrum internationaler Diplomatie auf höchster Ebene wurde, das protestantische Zürich Zwingli auf dem Boden einer liberal fortschrittlichen Unternehmerschaft in den Kriegswirren des 1. Weltkriegs zum Zentrum der internationalen künstlerisch-politischen Dadabewegung wurde, konnte Basel aufgrund seiner frühen Industrialisierung, seiner zwar konservativen, aber universal-humanistischen Tradition in den ersten drei Dekaden dieses Jahrhunderts zu einem Zentrum internationalen genossenschaftlichen Gedankengutes und siedlungsplanerischer Pionierleistungen werden, deren Bannerträger Paul Artaria & Hans Schmidt, Hans Bernoulli, Hannes Meyer & Hans Wittwer schliesslich und die WOBA (Wohnbauausstellung) von 1930 internationale Ausstrahlung und Bedeutung erlangten.

2.4 Gründer des Freidorfs: Dr.h.c. Bernhard Jäggi

Bernhard Jäggi wurde 1869 auf dem Bauernhof "Fürstelen", eine halbe Wegstunde vom solothurnischen Juradorf Mümliswil entfernt geboren. Die Hauswirtschaft im Sinne Pestalozzis hinterliess prägende soziale Eindrücke. Sein Vater, der im Nebenerwerb zu Hause Spielkarten herstellte, war 1850 bei der Gründung des 1. Konsumvereins in Mümliswil die treibende Kraft. Jäggi absolvierte in Oberdorf (BL) eine Banklehre. Aufgrund seiner

¹ Wilfried Haeberle, die Geschichte der Basler Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1914. Im 164. Neujahrsblatt der GGG Basel 1986

umfangreichen, autodidaktisch erworbenen Kenntnisse wurde er noch während seiner Lehrzeit juristischer Berater und mit 20 Jahren Gemeindeschreiber. Nach seinem Beitritt zum Grütliverein begegnete er in Oberwil dem radikalen Freidenker und Bodenreformer Stefan Gschwend. 1900 wurde er als Revisor in den Zentralvorstand des VSK (Verband Schweizerischer Konsumvereine) und zwei Jahre später für die SP in den grossen Rat gewählt. Mit 40 wurde er Statthalter, mit 41 Präsident des grossen Rates. Mit 42 Jahren wurde er in den Nationalrat gewählt. 6 Jahre später, 1917, zog sich Bernhard Jäggi aus sämtlichen staatlichpolitischen Ämtern wiederum zurück, um seine Kräfte ausschliesslich in den Dienst der genossenschaftlichen Bewegung zu stellen. Er wurde Vorsitzender der Verwaltungskommission des VSK. Schon zwei Jahre später ergriff er die Initiative zur Gründung der Siedlungsgenossenschaft Freidorf. 1929 verlieh ihm die Universität Basel den Ehrendoktor. Bis 1934 blieb er Präsident des Verwaltungsrates des VSK. 1944 verschied er als noch immer aktiver und verehrter "Vater des Freidorfs".

2.5 Beauftragter Architekt: Hannes Meyer

Der 1889 in Basel geborene Hannes Meyer wurde später bekannt und umstritten als Nachfolger des Bauhausbegründers in Dessau, Walter Gropius. Obwohl mit dem alten, wohlhabenden Geschlecht der berühmten Merian verbunden, erlebte Hannes Meyer eine harte Jugendzeit. Sein Vater schied früh durch Freitod aus dem Leben, worauf er in der "bürgerlichen Waisenanstalt" erzogen wurde. Er begann seine Laufbahn "ganz von unten her". Nach einer Tischlerlehre arbeitete er als Maurer, Steinmetz, Bauzeichner und Bauführer, ehe er sich in Berlin zwischen 1909 und 1912 systematisch in Abendkursen mit Baustilkunde, Städtebau, Oekonomie und Bodenrecht auseinandersetzte. 1912 und 13 studierte er nach intensiver Beschäftigung mit den Entwürfen Palladios in England den Städtebau des Klassizismus einerseits (Bath), die Prinzipien und Beispiele der damals noch jungen Gartenstadtbewegung (Letchworth, Bourneville, Port Sunlight). Schon als 20-jähriger wurde er in Berlin Mitglied der deutschen Bodenreformbewegung und suchte auch in der Schweiz Kontakte zur Freiland- und zur Konsumgenossenschaftsbewegung.

Als er 1919 von Bernhard Jäggi definitiv zur Projektierung des Freidorfs herangezogen wurde, hatte er bereits auf seinen Lehr- und Wanderjahren in verschiedenen Architekturbüros gartenstadtähnliche Genossenschaftssiedlungen in München, Essen (Margarethenhöhe) und Genf projektiert und zum Teil auch ausgeführt. Wie so mancher überdurchschnittlich begabte Schweizer Kulturschaffende hatte er im eigenen Land wenig Entfaltungsmöglichkeiten. Seine äusserst starken, kompromisslos der "Neuen Welt", dem "Neuen Bauen" verpflichteten Wettbewerbsprojekte (Petersschule Basel, Völkerbundspalast) in enger Zusammenarbeit mit Hans Wittwer in ihrem "Laboratorio" in Basel kamen nicht zur Ausführung, und Meyers gesellschaftspolitische Radikalität (Bodenrecht!) wurde hierzulande noch gefährlicher eingeschätzt als in Dessau, was dort 1930 zu seiner abrupten Suspension führte. 1928 trat Meyer in La Sarraz als Mitbegründer des CIAM-Gedankens (Congrès Internationaux d'Architecture Moderne) und als einer der Redaktoren der ersten programmatischen, städtebaulichen Satzungen auf.

Nach seiner Entlassung am Bauhaus setzte Meyer seine urbanistischen Ideen in Moskau in die Tat um. Als es unter Stalin eng zu werden begann, emigrierte Meyer - nach einem missglückten Versuch eines Neuanfangs in der Schweiz zwischen 1936 und 39 - ins nachrevolutionäre Mexiko, wo er in leitenden Stellungen als Stadt-, Quartier- und Schulplaner tätig war und etliche öffentliche Gebäude entwarf und ausführte. Meyer verstarb mitten im Kalten Krieg, totgeschwiegen und vereinsamt, nach längerer Krankheit in Crocifisso di Sasso bei Lugano.

Aus seiner zweiten, kurzen Schweizerzeit stammt ein Kinderheim in Mümliswil, ein Direkt-auftrag des Stifterehepaars Bernhard und Pauline Jäggi. Eine erste späte Würdigung, 10 Jahre nach Meyers Tod, verdanken wir Claude Schnaidt², Dozent an der mittlerweileen

² Claude Schnaidt, Hannes Meyer, Bauten, Projekte und Schriften. Verlag Arthur Niggli AG, Teufen 1965

geschlossenen Schule für Gestaltung in Ulm und Martin Kieren, der 1990 seine Dissertation an der Hochschule der Künste in Berlin Hannes Meyer und seinem Frühwerk widmet, worin in besonderem Masse seine erste grosse selbständige Arbeit, die Siedlungsgenossenschaft Freidorf sehr genau dokumentiert wird³. Beide Werke, welche ohne Unterstützung des Arthur Niggli Verlags wohl nicht zustande gekommen wären, geben über die Person Hannes Meyer hinaus differenzierte Aufschlüsse über die vielschichtige Architekturentwicklung der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in bezug auf ihre künstlerische, soziale und politische Dimension.

2.6 Gründungsgedanke und Initiative

Wie so oft in der Geschichte der Schweiz waren es Ideen, welche Nicht-Schweizer mit Blick und Projektion auf die Schweiz entwickelt hatten, die dann nachträglich in dieser Schweiz zu wirken begannen und - sei es vereinzelt, sei es gar als konstituierendes Element - in Realität umgesetzt wurden. Der Württemberger Dr. Karl Munding, ein grosser Kenner der Genossenschaftsgeschichte, eigenständiger Theoretiker und Verfechter genossenschaftlichen Gedankengutes, fand in Bernhard Jäggi einen nüchtern denkenden Praktiker und Realisator, der seine Ideen in die Tat umzusetzen vermochte. Bernhard Jäggi hatte Karl Munding von Berlin nach Basel in den Verlag des VSK berufen. Ihm ist die Idee und Realisierung der Reihe "Pioniere des Genossenschaftswesens" zu verdanken. Konkret ging es Karl Munding um die Realisierung eines "Goldmachedorfes", wie es von Heinrich Zschokke in seiner Zeitschrift "Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote" im Jahre 1817 erstmals als Fortsetzungsgeschichte im Sauerländerverlag in Aarau herausgegeben hatte (siehe kurze Zusammenfassung im Anhang). Während im Goldmachedorf die innere und äussere Sanierung eines heruntergekommenen kleinbäuerlichen Dorfes beschrieben wird, geht es jetzt um das Modell einer neuen, systematischen Siedlungsplanung, sozial dem genossenschaftlichen Gedankengut, raumplanerisch der stadtlüchtigen Gartenstadtbewegung verwandt.

Anders als das Gartenstadtmodell Ebenezer Howards⁴, welches kleinstädtische Funktionseinheiten von rund 30 000 Einwohnern vorsah, handelt es sich beim Freidorf um kleine, dörfliche Einheiten, die zwar selbstverwaltet, zu einem Teil auch selbstversorgt sein sollen, aber nur wenige Arbeitsplätze aufweisen. Die "kleinen Kreise" historisch auf die "Hundertschaften" der schweizerisch-alemannischen Stämme zurückgeführt, die als Kampf-Wirtschafts- und Siedlungseinheit 100 - 120 Familien umfassten, sozialpädagogisch auf die Schriften Heinrich Pestalozzis abgestützt - sollten wieder zu den wichtigsten selbstverwalteten Einheiten eines föderativen Staates werden.

2.7 Finanzierung und Stiftungsvertrag

Ostern 1919 reiste Bernhard Jäggi nach Weggis, um an einem besonderen Ort dem Präsidenten des Aufsichtsrates des VSK, Dr. Rudolf Kündig, seinen Plan zur Errichtung einer steuerbefreiten Stiftung zu unterbreiten. Der Bundesrat hatte privaten Unternehmen in Anbetracht der gespannten innenpolitischen Lage eine direkte Verwendung der gesetzlich verankerten Kriegsgewinnsteuern in firmeneigene, soziale Projekte in Aussicht gestellt. Anderthalb Jahre nach der Oktoberrevolution in Russland und ein halbes Jahr nach dem Generalstreik in Basel und Zürich und der Gründung der Kommunistischen Partei sass die Angst vor einem revolutionären Umsturz tief. Die unter der extremen Nachkriegsteuerung leidende Arbeiterschaft, die aristokratisch gesinnten Grossbürger, die im Krieg rasch reich gewordenen kleinen Händler und Kaufleute und die von der misslichen Versorgungslage profitierenden Bauern standen sich misstrauisch gegenüber.

³ Martin Kieren, Hannes Meyer, Dokumente zur Frühzeit; Architektur- und Gestaltungsversuche 1919-1927 . Verlag Arthur Niggli AG, Heiden 1990

⁴ Ebenezer Howard, Gartenstädte von morgen, ein Buch und seine Geschichte, Bauwelt Fundamente Nr.21, Ullstein Verlag Berlin, 1968

Vor diesem sozialpolitischen Hintergrund lässt sich der rasche Takt zur Verwirklichung des Freidorfs verstehen. Das "Goldmachedorf" verwandelt sich nicht durch einen handstreichartigen Umbruch der Macht- und Besitzverhältnisse, sondern durch eine langsame moralische und wirtschaftliche Erstarkung der Kleinbauern und Lohnabhängigen mittels (Selbst-)Erziehung, Aufklärung und Bildung, Solidarität, Formen der Produktivitätssteigerung durch Kooperation und durch die Bildung genossenschaftlichen Kapitals. Innerhalb der bestehenden Strukturen sollte also durch Hilfe zur Selbsthilfe, wie sie bereits von Heinrich Pestalozzi in der Schweiz oder von Robert Owen in Schottland formuliert und praktiziert worden war, eine Art dritter Weg zwischen Staats-Kommunismus und Privat-Kapitalismus eingeschlagen werden. Diese staatspolitische Dimension dürfte der Hintergrund für das plötzliche Interesse des Bundesrates am Siedlungsgedanken gewesen sein, denn anlässlich der Eröffnungsfeier des Freidorfs im August 1921 führte Bundesrat Emil Schulthess ungefähr folgendes aus: "Die Siedlung Freidorf wolle ein Ort der Freiheit sein, wie der Name es schon andeute. Wer frei sein wolle, könne es sein, sofern er sich über die Strömungen und über das Gezänk der Stunde zu erheben vermöge. Diese Lebenskunst sei im Freidorf möglich, da der Mensch auf einem würdigeren Niveau stehe. Hier habe man ein Versöhnungswerk vollbracht, ein Werk, das, wie auch das ganze heutige Fest, zum Ausdruck bringe, dass uns eigentlich doch mehr einige als trenne. Möchte jeder dem Volk sein Bestes geben, damit ein Vertrauensverhältnis zu entstehen vermöge, das zur unerschütterlichen Grundlage des Staates, zur klaren Volksgemeinschaft werde."

Zur Stiftung und Finanzierung führte Bernhard Jäggi das folgende aus: "Die Gelder rühren her aus ausländischen Warentransaktionen zur Versorgung des Landes mit Gütern während des Krieges, die grösstenteils glücklich abgelaufen sind. Die Rückstellungen im Betrage von mehreren Millionen Franken hätten in weitem Masse in die Kriegsgewinnsteuerkasse der Eidgenossenschaft abgeliefert werden sollen. Die Eidgenossenschaft gab diese Summe frei unter der Bedingung, dass die Freidorfstiftung errichtet und ein Dorf gebaut werde. Deshalb wurde weder der schweizerische Konsument, noch wurden die Verbandskosumvereine irgendwie geschmälert, denn die betreffenden Kapitalien konnten nur für das Siedlungswerk freigemacht werden." Im Artikel 4 der Statuten wird festgehalten, dass die Genossenschaft parteipolitisch und konfessionell neutral sei und "agitatorische Bestrebungen dieser Art in ihrem Kreis und auf ihrem Boden ausschliesse".

Statutenänderungen bedürfen der Einwilligung durch den VSK. Das Stiftungskapital betrug 7,2 Mio SFr., ein Betrag, der reichte, um die ganzen Erstellungskosten fonds perdu zu bezahlen. In einem Vertrag wurde mit der Gründung der Genossenschaft festgehalten, dass die jährlichen Überschüsse aus den Mieten und Grundrenten an den VSK zu bezahlen sind, der damit einen Stiftungsfonds äufnet mit dem Ziel, zu gegebener Zeit ein zweites Freidorf zu errichten. Es wurde 1920 mit jährlichen Fondseinlagen von Fr. 70 000.-- gerechnet, was - die Zinsen hochgerechnet - nach 38 Jahren zur vollständigen Finanzierung einer weiteren Siedlungsgenossenschaft führen sollte; in 100 Jahren sollten 5 Freidörfer stehen, in 300 Jahren sollte jedes Jahr eine Siedlung finanziert werden können. - So zu lesen im Rechenschaftsbericht des Verwaltungsrates des VSK aus dem Jahre 1921. Weshalb dies nicht so kam wird im Kapitel 5.14 ausgeführt.

2.8 Landerwerb und erste Projektstudien

Meyer beschreibt Landkauf und Grundstück wie folgt: "Dreitausendfünfhundert Meter von der Stadtmitte Basels entfernt und getrennt von der östlichen Vorstadt St. Alban durch den Einschnitt des Birstales, liegt auf 20m hohem Bord und am Rande einer Ebene das Siedlungsgebiet. Die Gegend heisst "Schänzli", sie gehört zur Gemeinde Muttenz im Kanton Baselland. Im Mai 1919 wurde hier ein 81 527 m² grosses Grundstück zu Fr. 2.60 pro m² freihändig erworben und in der Folge durch Ergänzungskaufe auf 84 915 m² vergrössert (Durchschnittspreis: Fr. 2.70 pro m²).

In der Zufallsform eines Dreiecks liegt das eigentliche Wohngelände, allen Winden preisgegeben, zwischen dem wiesenstillen Schanzweg und der autostaubigen Muttenzer

Landstrasse, Korn und Hafer, Durlips und Ackersenf woben am Ankaufstage einen grünen Teppich über den Plan und über die Geländewellen mit den wenigen Nuss- und Kirschbäumen. Diesem unberührten Erdenstrich musste das Architektlein mit spitzem Blei den Garaus machen."

1918 schrieb die Maschinenfabrik Piccard & Pictet einen ersten öffentlichen siedlungsplanerischen Wettbewerb in der ganzen Schweiz aus. Das Wettbewerbs-programm beinhaltete Arbeiterhäuser mit einem grossen Gartenanteil zur Selbstversorgung. Meyer stiess mit seinem Projekt in die engere Wahl vor. Aufgrund dieser Arbeit wurden Hannes Meyer und der in Basel bekannte Hans Bernoulli von der "Gesellschaft für Ansiedlung auf dem Lande" beauftragt, erste Situationsentwürfe auszuarbeiten. Beide fragten den Architekten Hans Schmidt zur Mitarbeit an. Schmidt entschied sich für die Zusammenarbeit mit dem erfahreneren Bernoulli. Trotzdem fiel am 18. Mai 1919 an der dritten und letzten Sitzung des Vereinsvorstandes der Entscheid zugunsten von Hannes Meyer und seinem Situationsentwurf.

2.9 Konstituierende Versammlung, die Statuten

Der schnelle Takt, mit welchem beraten, geplant und entschieden wurde, ist nach heutigen mitteleuropäischen Massstäben schwindelerregend und wirft ein Licht auf ein Paradoxon im Bauwesen. Es scheint, als ob unsere Planungs-, Entscheidungs- und Bewilligungsgeschwindigkeiten umgekehrt proportional zu Transport- und Kommunikationsgeschwindigkeiten wachsen.

Von der ersten Zusammenkunft von Interessierten im Mai 1919 bis zur formellen Gründung der Siedlungsgenossenschaft Freidorf, an welcher die Statuten besprochen und beschlossen wurden, verstrichen keine 10 Tage. Im Juli wurde durch die nun im Handelsregister eingetragene Genossenschaft die rund 85 ha Land gekauft. Nachdem an einem Wochendende in unzähligen Gesprächen mit Bernhard Jäggi die Häuser ausgewählt, bzw. zugeteilt wurden, erfolgte Mitte September die Baueingabe. Ende September lag nach Erledigung der Einsprachen die Baubewilligung des Regierungsrates vor. Der erste Spatenstich geschah am 1. Dezember desselben Jahres. Die an der konstituierenden Generalversammlung vom 20. Juni 1919 nach kurzer Beratung einstimmig beschlossenen Statuten gehen in der Festlegung der Aufgaben, Rechte und Pflichten der Siedler schon sehr weit. Die meisten der hier nur stichwortartig aufgelisteten Punkte werden in späteren Kapiteln ausführlicher besprochen.

Einige Kernpunkte der Statuten:

- Höhe der unverzinslichen Anteilscheine: Fr. 100.- pro Genossenschafter
- Mitgliedschaft setzt Anstellungsverhältnis beim VSK voraus.
- Unkündbares, lebenslangliches Mietrecht; bei Tod auf Ehefrau oder Erben übertragbar.
- Bindung der Geldgeschäfte an die Genossenschaftliche Zentralbank.
- Kollektivversicherung bei der Schweiz. Volksfürsorge (später Coop-Lebensversicherungs-Genossenschaft).
- Einkaufsverpflichtung in Genossenschaftsläden und Buchführung über die Bezüge.
- Verpflichtung zur Mitgliedschaft bei der Wohlfahrtskasse.
- Verpflichtung zu unentgeltlichen Arbeitsdiensten für die Genossenschaft, zur Mitarbeit bei den Selbstverwaltungsaufgaben.
- Vierjährige Amstdauer von mindestens 9 ehrenamtlichen Verwaltungsmitgliedern.
- Aufsichts- und Kontrollrecht durch den VSK.

5 Das Leben im Freidorf (Die erste Siedlergeneration)

Aus dem Script von Urs Maurer (1919 - 1962)

Verfasser: U. Maurer

5.1 Leitbilder des Architekten

Meyers erster Situationsentwurf ist der Versuch einer Synthese von Widersprüchlichem, von städtischen und ländlichen Elementen, von einem gewachsenen, deutsch-romantischen malerischen Dorf und von einer klassizistischen, streng orthogonalen und axialsymmetrischen Stadtanlage. Es mag sein, dass dieser volkstümlich romantische Charakter bei den Laien den Ausschlag für Meyer und gegen Bernoulli/Schmidt gegeben hat (Projekt nicht dokumentiert und verschollen).

Meyer scheint jedoch die nachträglich von beratenden Architekten der Baubewilligungsbehörde gewünschte, von den Laien eher bedauerte eindeutige Ausrichtung auf die Muttenzerstrasse sehr rasch aufgenommen zu haben, lag diese Straffung und Vereinheitlichung der Richtungen doch ganz auf seiner eigenen Entwicklungslinie.

5.2 Situationsentwicklung

Senkrecht zur St. Jakobsstrasse durchlaufen drei Strassenzüge das Gelände, an welche die Reihen- und Doppelhäuser zu Blöcken, Zeilenhöfen oder Platzgevierten geordnet sind. Quer dazu sind Wege angelegt, die auf das Herz der Siedlung münden:

Die Spielwiese mit Denkstein, Brunnen, Linde und Sitzbank und das Genossenschaftshaus. Die der "Landstrasse" zugewandte Seite der Siedlung ist von einer Gartenmauer umgürtet, die nur durch enge, bewachsene Pforten Einblick gewährt.

Die Querprofile von Platz, Hof, Strasse, Weg und Fusspfad sind sorgfältig proportioniert und ausgestaltet mit architektonischen Mitteln (wie: Hauswand, Gartenmauer, Einfriedung) und gärtnerischen Elementen (wie: Baum, Spalier, Busch, Hecke, Staude, Grasnarbe). In der gegebenen dreieckigen Geländeform wollte Hannes Meyer die Nachbarschaft zu einem "Gesamtwohnhaus" verbinden. Er verstand Bauen damals noch als biologischen Vorgang, redet von "straffem Zellsystem", bezeichnet Wege und Strassen als Arterien und Venen.

5.3 Die Wohnbedürfnisse

Aus Meyers eigenen Worten (Jahresbericht 1919): "Die Häuser müssen zum Teil in Reihen gebaut werden, weil die Herstellung freistehender Häuser zuviel kostet und unwirtschaftlich ist", geht hervor, dass zwischen Wunschbild der Bewohner und wirtschaftlich tragbarem Angebot, bzw. sozialplanerischem Leitbild des Architekten auch damals eine Diskrepanz bestand.

"Mit grellem Blitzlicht beleuchtet diese Hauswahl des Siedlers Einstellung zur Genossenschaft, seiner Eignung zum Landleben, seine Beweggründe zur Stadtfucht. Schleunigst besetzten Stadtsüchtige die Eckhäuser längs der Verkehrsbasis; sie erhofften vom Anblick sonntagsgeputzter Städter und hastender Autos erheiternde Abwechslung und süsse Bereicherung. Sorgsam erforschten die Gartenbauer in den Probelöchern des Geländes Humusschicht nach Dichte und Güte; sie wählten das fette Erdreich. Die Honoratioren bevorzugten den ruhigen Platz, die Naturschwärmer fanden ihren stillen Winkel und die Freunde das Doppelhaus zur Eintracht."

Aufgrund einer Umfrage bei den Siedlern wurde folgendes Wohnungsangebot festgelegt:

110 Vierzimmerhäuser (Typ I)

30 Fünzimmerhäuser (Typ IIa und IIb)

10 Sechszimmerhäuser (Typ III)

Für Meyer ist die Polarität zwischen Individuum und Gemeinschaft, genauer zwischen Freiheit des Denkens, künstlerischem Ausdruck und Gleichheit in bezug auf Rechte und Pflichten kein architektonisches Thema. Diese Polarität sieht er 1919 zwischen Architektur und Natur:

Die wuchernde Natur stellt er seiner strengen Architektur entgegen. "Ewiger Kampf zwischen der gemessenen Strenge menschlicher Behausungen und der wuchernden Freiheit triebhaften Pflanzenlebens. Ewiges Hadern zwischen Antike und Gotik, Philosophie und Glauben, zwischen Renaissance und Romantik, Wissenschaft und Gefühl, zwischen dem Menschen und Gott". Meyer wollte den Menschen mittels Architektur erziehen. Die Architektur betonte das Gleichmass, die Einheitlichkeit mit "puritanischer Sachlichkeit und Strenge".

Konsequent und lebensfreundlich ist die glasüberdeckte Sommerlaube an der rückwärtigen Hausseite, die er "von bedeutender Wichtigkeit für die Verkettung von Mensch und Natur" betrachtet, und die sich nicht bloss 1924, sondern bis auf den heutigen Tag bewährt hat: "als Mittler zwischen Haus und Garten zur Mahlzeit und als Pflegestätte, von Altersruhe und Kinderspiel, Handarbeit und Schulaufgaben, Gartengenuss und Familiensinn". Dass die Biografie der Kleinfamilie schon damals zumindest dem Wachsen und Schrumpfen ausgesetzt war, hat Meyer insofern beschäftigt, als dass er einerseits alle Zimmer zwei Bettlängen tief gestaltete, andererseits das Kinderzimmer im 1. Stock so gross konzipiert hat (ca. 20 m²), dass es leicht unterteilbar war. Meyer hat dies im Plan durch gestrichelte Linien angedeutet und bei seinem Baubeschrieb hervorgehoben: "Unter Verzicht auf den direkten Zugang zur Estrichtreppe ist das grosse Schlafzimmer teilbar eingerichtet, sodass für die heranwachsende Jugend Geschlechtertrennung durchführbar wird und bei starkem Familienzuwachs die Heimstätte nicht verlassen werden muss".

Meyer betrat hier Neuland, als er das grösste Zimmer als Kinderzimmer bezeichnete; allerdings ist ihm die klassisch symmetrische Fassadengestaltung wichtiger, als dass dieses abgetrennte zweite Zimmer auch noch Tageslicht bekäme.

Neben dieser inneren Flexibilität hat Meyer in seinen grossen Dachräumen bei den Typen I und II Raumreserve und Belichtung genug, um ein weiteres Mansardenzimmer einzurichten. Die Häuser sind, etwa im Vergleich zu den "Bernoullihäusern" in Zürich und Basel aus derselben Zeit, sehr geräumig. So umfasst der kleinste Typ (4 Zimmer) neben den ca. 90 m² Wohnfläche eine gedeckte Veranda (ca. 15 m²), Kellerräume und Estrich von über 60 m² Fläche. Die einzelnen Zimmer sind auch wegen ihrer geschickten Proportionierung vielfältig nutzbar. Küche und Bad sind minimal. In einer vorgängig durchgeführten Befragung unter 115 potentiellen Mietern lehnten ausser zweien alle die Wohnküche entschieden ab, was sich allerdings auch mit Meyers damaligen Auffassung von moderner Wohnhygiene deckte.

5.4 Normierung und Typisierung

Mangels schweizerischer Normen für den Typenbau entwickelte Meyer freidorfeigene Normen für jeden Haustyp: Mass, Form und Material für Balken, Fenster, Türen, Hauseingang, Lauben etc. Das Grundmodul der Fensterscheiben (30,5 x 40,5 cm) ist gemäss Meyers Baubeschrieb aus dem vertieften Studium alter baselbieter Fenster entstanden.

Die Normierung sollte sich wirtschaftlich auswirken, doch erwiesen sich bei den Ausschreibungen die mittelgrossen Familienbetriebe gegenüber den Grossbetrieben als preisgünstiger, weshalb gleiche Arbeitsgattungen in kleinere Baulose aufgeteilt wurden und nicht, wie beabsichtigt, durch serienweise Produktion verbilligt werden konnten. Angesichts der Schwierigkeiten von Materialbeschaffung und der bald drohenden Arbeitslosigkeit konnte sich die Normierung auch in den folgenden Jahren nicht durchsetzen.

Diese vereinheitlichte Architektur entsprach nicht dem Gemeinschafts- und Schönheitsempfinden aller Genossenschafter, und im Volksmund sprach man übers Freidorf bald von "Zuchthaus und Kaserne".

5.5 Das Versorgungskonzept: sensationell

Entsprechend den Ordnungssystemen von "Arterien und Venen" werden die einzelnen Häuser mit Elektrizität und Wasser versorgt. Aus dem Transformatorenturm, von Meyer im Gegensatz zu den Wohnhäusern als Industriebau gestaltet, wird unter Vermeidung jeglicher

Freileitung die elektrische Energie von 220/380 Volt Spannung an die drei Versorgergruppen der Siedlung verteilt. Die drei Hauptkabel sind entlang der Landstrasse im Erdreich verlegt und unterhalb der Kellerdecke durch die Baublöcke geführt. Stromlieferant war die Konsumgenossenschaft Elektra Birseck, die elektrische Energie ohne Profit an ihre Mitglieder abgab. Dank billigem Stromtarif (1 KWh Lichtstrom Fr. -.30, Kochstrom -.18, Nachtstrom -.045) liess sich die Elektrifizierung des Einzelhaushaltes im Sinne schweizerischer Wirtschaftsbestrebungen der Nachkriegszeit ermöglichen.

Die Trinkwasserleitungen waren als Teilstück an die Muttener Wasserversorgung angeschlossen. Allerdings wurde der Normalwasserdruck aus Rücksicht auf die elektrischen Heisswasserspeicher und die vorzeitige Armaturenabnutzung von 7-8 auf 4,5 Atmosphären gedrosselt. Die Führung der Wasserleitung erfolgt nach dem Prinzip des Stromverteilungsnetzes, wiederum in drei Gruppen von der Hauptleitung in der St. Jakobsstrasse, unter den Kellern durch die 3 Häuserblocks und ist an den Endpunkten zum Ausgleich allfälliger Druckverluste zu einem Kreislauf geschlossen.

Die Abwasserbeseitigung geschah in der Siedlung nach dem Schwemmsystem, im Einzelhaushalt nach dem Trennsystem: Regen- und Hausabwasser gelangten über laubenseitig geführte Nebendohlen in die Hauptdohle längs der St. Jakobsstrasse und schliesslich in die Birs.

Die WC-Leitungen dagegen führten erst in eine Abortgrube und waren mittels Überlauf an die Nebendohlen angeschlossen. Die Abortgrube wurde auf der Gemüsegartenseite der Häuser mit einem Geruchsverschlussdeckel ausgerüstet; der Inhalt (1,7 m³) diente im Hausgarten anstelle von Guano oder teuren, umweltbelastenden Chemiezusätzen als Düngung. Dieses Konzept gab den Wegen auf der Laubenseite den Namen "Düngerwege".

Die Versorgung der Siedlung mit Strom und Wasser war zu jener Zeit absolut sensationell und das Neueste, was im Bereich von Haustechnik möglich war. Diese Tatsache war bestimmt auch ein wesentlicher Grund, warum mit der umfassenden Sanierung der Bauten so lange zugewartet werden konnte.

5.6 Das gärtnerische Element

"Wie die Liebe im Menschenleben das Allzumenschliche verklärt, und als Nächstenliebe im Gemeinschaftsleben alle Gegensätze überbrückt, so überspinnt die Natur alljährlich das herbe Werk des Menschen mit blühwilligen Pflanzen und kleidet die kühlen Flächen des Baues in das warme Gewand gewählter Farben".

Aus diesem Naturverständnis und der genauen Pflanzenkenntnis Meyers heraus, regelt die Gartenordnung die Wünsche des Einzelnen und die Forderungen der Allgemeinheit: Blumen-, Gemüsegarten und Laube dürfen nach freiem Ermessen bis auf Busch- oder Spalierhöhe genutzt werden. Die Pflanzung und Gattung der Hochstämme, der Baumallee, des Baumgürtels um die Siedlung sowie die Ausgestaltung der Mittelachse mit der Spielwiese ist genau vom Architekten festgelegt. Weitere von ihm bewusst angelegte Elemente waren Stauden- und Irisgarten. Diese sind erst vor kurzer Zeit aufgehoben worden.

5.7 Das Genossenschaftshaus

1922 - 24 wurde das Genossenschaftshaus von einer sozialen Bauhütte errichtet. "Was Schule, Kirche, Kaufhaus und Schenke der Kleinstadt, das ersetzt dieses Gebäude dem Freidorf. Im Innern und Äussern unterwirft es sich willig dem Einheitsgesetz der Siedlung, und nur das verdoppelte Mass aller Dinge kennzeichnet den öffentlichen Bau. Der Mensch wird klein, betritt er den Tempel der Gemeinschaft."

Dieser Bau erinnert an Meyers Studium der klassischen Bauweise Palladios. Fenster, Mauerflächen, Gesimse und Portal sind nach einem klaren Modul gestaltet. Der Dachreiter

auf dem First zeigt mit Zifferblatt und einem Glockenspiel jede Viertelstunde an. Im Gebäudeinnern spielt sich das Leben der Gemeinschaft ab: Schul- und Seminarräume, Handarbeits- und Lehrerzimmer, Bibliothek mit Leseraum, Laden mit Lagerräumen, Restaurant und Café, mit Wirtewohnung, Wäscherei, Poststelle, Versammlungssaal (ca. 500 Plätze) mit Projektionskabine und Vortragsraum, Sitzungszimmer, Turnhalle und Kegelbahn sind darin untergebracht.

Das Genossenschaftshaus ist kein funktioneller Bau, sondern ein pathetisches Monument, was sich auch am Verhältnis von Erschliessungs- zu Nutzfläche deutlich zeigt: 47 % des Gebäudes sind nutzbar, 53 % sind Treppen und Gänge - dies ein Umstand, der in späterer Zukunft zu Problemen mit Umbau und Umnutzung führen sollte.

5.8 Die erste Siedlergeneration

Die Zusammensetzung der ersten Siedler war vom Spektrum der Berufe als auch vom sozialen Status her recht stark durchmischt. Wenn auch die überwiegende Mehrheit statutengemäss Mitarbeiter beim Verband Schweizerischer Konsumgenossenschaften war, so gab es einzelne Selbständige oder Pensionierte, welche sich bei der Gründung des Freidorfs verdient gemacht hatten.

5.9 Entstehung und Wirken der Kommissionen

Die Ziele einer weitestmöglichen Selbstverwaltung und eines aktiven Gemeinschaftslebens machten es wünschbar, dass im Idealfall jeder erwachsene Bewohner in irgendeiner Weise an den allgemeinen Aufgaben und Angelegenheiten der Siedlung mitarbeiten sollte. In diesem Sinne wurden die ersten sieben Arbeitsgruppen, die "Kommissionen" der Bauzeit 1922 neu bestellt und vorallem erweitert. Die Statuten, welche ein integrierender Bestandteil des Mietvertrages waren, gaben dieser Absicht den nötigen Nachdruck und die notfalls rechtliche Grundlage. Auf diese Weise war es möglich, 1922 ca. 165 Bewohnerinnen und Bewohner der rund 380 Erwachsenen "in den Gemeinschaftsdienst zu ziehen".

Die zum Teil sehr grossen Kommissionen, die im Falle der Baukommission bis zu 22, der Erziehungskommission bis zu 18 Mitglieder zählten, gliederten sich für die Sachbearbeitungen in zahlreiche kleinere Ausschüsse. Die Ausschüsse unterbreiteten ihre Gedanken und Ergebnisse der Gesamtkommission, welche Anträge an den Verwaltungsrat stellte. Dem Umstand, dass Bernhard Jäggi an den meisten Kommissionssitzungen teilnahm, mag es zu verdanken sein, dass die meisten Anträge aus den Kommissionen vom Verwaltungsrat, bzw. der Generalversammlung angenommen wurden. Man kann aus dieser Tatsache auch vermuten, dass wohl kaum eine Änderung oder Neuerung ohne Bernhard Jäggis Unterstützung oder zumindest Billigung möglich war.

Die 1922 (resp. 1924) eingesetzten Kommissionen sollen im folgenden nur kurz mit einigen Stichworten aufgelistet werden, da in den beiden Jubiläumsschriften zum 25- und 50-jährigen Bestehen ausführlich darüber berichtet wurde:

- Erziehungskommission: zuständig für Freidorfschule, Gertrudgruppe, Bibliothek, Lesezimmer, Kurse, Vorträge, etc.
- Betriebskommission: Organisation der Warenversorgung, des Dorfladens, etc.
- Baukommission: Wohnbauten, Genossenschaftshaus, Kanalisation, Elektrizität, Gärtnereibetrieb, Schäden, Renovationen, etc.
- Wirtschaftskommission (ab 1924): Café/Restaurant Freidorf
- Finanzkommission: Spar- und Hilfskasse, Kollektiv- und Mobiliarversicherung, etc.
- Unterhaltungskommission: Freiluftkino, Orchester, Volkschor, Jahresfeste, etc.
- Sicherheitskommission: Wachorganisation, Feuerwehr
- Gesundheitskommission: Sanitätsposten, Vertrieb von Sanitätsmaterial, Leistung von 1. Hilfe, Verhütung und Beseitigung sanitärischer Übelstände, Zahnkontrollen, etc.

Noch 1943 kam auf jeden der 150 Haushalte eine ehrenamtlich tätige Person für die Sache der Siedlung. Orchester und Volkschor entwickelten sich schon bald zu selbständigen Vereinen.

5.10 Die "Freidorfschule"

Im "Goldmachedorf", dem utopischen Genossenschaftsroman Heinrich Zschokkes, übernimmt der Philanthrop Oswald selber die Leitung der Dorfschule, und in Robert Owens schottischer Baumwollspinnerei ging es beim Kampf zuerst um sein "Institut für Charakterbildung" und später bei der Gründung einer eigenen Schule um Durchbruch oder Scheitern seines gesamtgesellschaftlichen Reform-Modells. Obwohl er diese Schule noch einrichten konnte, scheiterte er schliesslich doch am erbitterten Widerstand der Geistlichkeit und der eigennützigen Unternehmerschaft gegen seine auf Bekenntnisfreiheit, Rechtsgleichheit und Brüderlichkeit ausgerichteten Erziehungsprinzipien.

Auf schweizerischem Boden entstand auf Hofwyl von Fellenbergs Erziehungsanstalt, die - wenn auch in patriarchalisch aristokratischem Führungsstil - rasch zu einer der fortschrittlichsten Bildungsinstitutionen Europas wurde, so dass z.B. auch Robert Owen zwei seiner Söhne aus Schottland nach Hofwyl zur Schule schickte. Die Erziehung umfasste gleichermaßen Lehre (Theorie), Arbeit (Praxis) und Freizeit.

Im Gegensatz zu Owen, welcher in der Familie einen zu engen, zufälligen oder in der Verschiedenheit der Ehepartner zu unsicheren und gespaltenen Erziehungsrahmen sah, beruft sich das Freidorf in seinen 1921 formulierten Leitsätzen und Erziehungsprinzipien - Teil des Vertrags zwischen VSK und Freidorf - ausdrücklich und ausführlich auf Heinrich Pestalozzis Modell der "kleinen Kreise", in welchem die Familie als Kernzelle der Erziehung der Nation betrachtet wird. Um den von Owen befürchteten und an seiner eigenen Familie erlittenen Gefahren zu begegnen, wurde die Öffnung der Familie zur Nachbarschaft, zur Siedlungsgenossenschaft als Ganzes und zur (kleinen, übersichtlichen) Gemeinde angestrebt und mittels (Erziehungs-)Kommissionsarbeit, Elternabenden und (Schul-)Festen auch ein personeller, zeitlich und räumlich verbindender Ordnungsrahmen (Verbindlichkeit) eingerichtet.

Ob Bernhard Jäggi ursprünglich an eine eigene, selbstverwaltete Schule gedacht hat, geht aus keinen mir bekannten Dokumenten hervor. Offensichtlich wurde kein deutlicher Gegensatz zu Zielen, Lehrplan und Organisation der Staatschule empfunden, die sich ja auch immer wieder auf Pestalozzi beruft. Als Ergänzung wurde ein genossenschaftlicher, freiwilliger Schulunterricht, "die Genossenschaftsschule" - am Mittwochnachmittag für die Kleineren, am Sonntagabend für die Grösseren - eingerichtet.

Die Gemeinde Muttenz bezahlte gemäss Vertrag rückwirkend auf den 1. Januar 1922 die Lehrkräfte, eine regelmässige Raummiete, das Mobiliar, Beleuchtung und Reinigung. Das Freidorf erhielt zudem ein Vorschlagsrecht für die Wahl der Lehrkräfte. Am 22. November 1920 wurde in der Kantine der Bauarbeiter, einem barackenartigen Holzbau, der Unterricht mit 18 Schülern und Schülerinnen im Gesamtschulsystem mit 7 Klassenstufen aufgenommen. Anfangs 1921 waren es 39 und Ende des Jahres 56 Kinder. Mit der Fertigstellung des Genossenschaftshauses 1924 konnte eine Lehrkraft mit der Leitung der Klassen 1-2, eine zweite mit den Klassen 3-5 betraut werden.

1929 wurde in der ehemaligen Baubaracke ein Kindergarten eingerichtet; 1935 erzwang die Gemeinde Muttenz eine Umquartierung der Klasse 2 - 8 mit dem damaligen Oberstufenlehrer ins neuerstellte Schulhaus Hinterzweien. Infolge der Einquartierung von Aktivdienstlern wurden 1939 auch die ersten zwei Klassen ausgesiedelt, und erst 1948, als die Muttenzer Schulhäuser wieder voll ausgelastet waren, kehrten die ersten zwei Klassen, zwei Jahre später die Klassen 3-4 ins Freidorf zurück. 1970 wurden diese vier Klassen in ein Barackenprovisorium einer benachbarten Siedlung untergebracht. 1972 kündigte der Kanton die Miete der Turnhalle im Freidorf.

5.11 Gründungsgedanke des Genossenschaftlichen Seminars

Am 5. Juni 1923 errichteten Bernhard Jäggi und seine Frau Pauline Jäggi-Büttiker die Stiftung "Genossenschaftliches Seminar" mit Sitz im Freidorf. Zweck dieser Stiftung ist die Schaffung eines Instituts für "die theoretische und praktische Schulung und Erziehung von Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, welche sich aus innerer Neigung mit Ernst und Hingebung in den Dienst der Genossenschaftsbewegung stellen wollen". Wegbegleitend sollen dabei die Idee der "Vollgenossenschaft", dh. einer möglichst umfassenden genossenschaftlichen Lebensform, die Prinzipien der Pioniere von Rochdale und die stufenweise Erziehung zur Selbst- und Gemeinsorge von Pestalozzi sein. Von den neueren genossenschaftstheoretischen Schriften werden namentlich Dr. Karl Mundings "Pflichten und Rechte der Genossenschaftsangestellten im Lichte der Genossenschaftsidee" erwähnt, sowie Bernhard Jäggis in 25 Punkte gegliederte Richtlinien zur weiteren Entwicklung der Genossenschaftsbewegung vom 17. Dezember 1921. Schon damals bemängelt Jäggi, dass sich viele Mitglieder lediglich als Kunden fühlten und in sich nichts verspürten von der Genossenschaftsgesinnung, der ihnen eigentlich den Weg in den Konsumvereinsladen weisen sollte."

Der Zweck der Stiftung soll im besonderen wie folgt erreicht werden:

- a) durch den Betrieb eines Seminars
- b) durch Kurse in Erziehungs-, Verwaltungs- und Haushaltungswesen
- c) durch praktische Betätigung in Haus, Küche, Laden Büros und sonstigen Betrieben.

Bernhard Jäggi legte damit den Grundstein zu einer genossenschaftlichen Bildungsschule für Erwachsene. Er schuf gleichzeitig eine Schulungsstätte für kaufmännisches Personal. Warnend gab er zu bedenken, "dass genossenschaftliche Erziehung immer in einer alten Umwelt" vollzogen werden muss; es muss also immer darüber gewacht werden, dass die Entwicklungstendenzen nicht verfälscht werden. Mit der Gründung des genossenschaftlichen Seminars wurden 1924 auch die Schulzimmer im ersten Stock des Genossenschaftshauses und die Wirtschaft belebt. Die Turnhalle im Dachraum wurde zugunsten von Mansardenzimmern für die SeminaristInnen halbiert.

5.12 Die Entfaltung der Konsumgenossenschaft Freidorf

Bei der Gründung der Siedlungsgenossenschaft Freidorf konnte auf Erfahrung und Aufbau von rund 75 Jahren konsumgenossenschaftlicher Vergangenheit in der Schweiz zurückgegriffen werden. In seinen "Richtlinien für die weitere Entwicklung des VSK" stellt Bernhard Jäggi fest, dass die 360 000 Mitglieder 1920 nur etwa 1/3 bis 1/2 ihres Warenbedarfs bei VSK-Betrieben eindeckten und beklagte, dass es der Bewegung nicht gelungen sei, die volle Bezugskraft ihrer Mitglieder zu binden. Aus der Tatsache, dass der Umsatz pro Mitglied mit der Grösse und Anonymität der einzelnen Vereine abnimmt, postulierte er das Freidorf mit seinen 150 Haushalten als Modell einer "kleinen, in sich geschlossenen wirtschaftlichen und soziokulturellen Einheit". Die wirtschaftliche Eigenständigkeit dieses kleinen Organismus wurde durch die Einführung des von Hannes Meyer entworfenen, in Aluminium geprägten, eigenen Freidorfgeldes unterstrichen.

Da das Freidorf nicht ein Selbsthilfeprojekt, sondern ein "Geschenk" von VSK und Eidgenossenschaft war, konnten die Bewohner und Angestellten des VSK als Gegenleistung mittels Statuten, Registrierung und Veröffentlichung der im Freidorfladen getätigten Einkaufssumme zur "Vollgenossenschaft" verpflichtet werden. So erzielte der Freidorfladen im Vergleich zur Mitgliederzahl einen vergleichsweise sehr hohen Umsatz. Das Prinzip der Rückvergütung nach Massgabe der Beteiligung am Umsatz war sicherlich in den wirtschaftlich schwierigen Zeiten ein wichtiger materieller Anreiz. Als Sonderleistung des Freidorfladens erhielt man auch auf Milch und Milchprodukte die volle Rückvergütung. Dem Ziel der Vollgenossenschaft wurde damit zusätzlich nachgeholfen, dass alljährlich die Umsatzsumme pro Familie veröffentlicht wurde.

Die Betriebskosten waren gering, da die Lehrtöchter des Seminars zur praktischen Verkaufstätigkeit herangezogen wurden und da die ehrenamtliche Betriebskommission bis 1934 die Verwaltungsaufgaben erledigte. Dann wurde die Betriebsführung vom Genossenschaftlichen Seminar übernommen. Im Laden konnte man neben allem, was der tägliche Bedarf verlangte, auch andere VSK-Produkte (z.B. Schuhe) bestellen. Selbst am Sonntag konnte man bis 1961 frische Milch beziehen.

1929 kam ein eigener Manufakturladen mit VSK-Produkten aus dem Non-Food-Sektor dazu; 1952 wurde der Laden auf Selbstbedienung umgestellt.

1967 musste das Prinzip der Vollgenossenschaft aufgegeben werden, und der Laden wurde vom ACV (Allgemeiner Konsumverein) übernommen.

5.13 Feste, kulturelles Leben

Trotz dem klösterlichen Charakter der Anlage, der Strenge der einheitlichen Masse und Bauelemente, der "puritanischen Sachlichkeit", welche etwas schulmeisterlich mit dem Zeigefinger das Postulat der Einheit und Gleichheit demonstriert, lebte im Genossenschaftshaus und auf dem grossen Spiel- und Tummelplatz davor zumindest am genossenschaftlichen "Jahrestag" ein bisschen etwas von den erwünschten Sinnesfreuden der Phalanstères (kommunikations- und festfreundliche Wohnpaläste) von Charles Fournier wieder auf. Die Genossenschaftsfahne trägt bekanntlich das bunte Spektrum des ganzen Regenbogens. Das anlässlich des Genossenschaftlichen Weltkongresses in Gent (Belgien) 1924 gezeigte propagandistische Bühnenstück, das "Théâtre Co-op" von Hannes Meyer und Jean Bard, wurde auch bei der Eröffnung des Genossenschaftshauses aufgeführt. Meyer verwendete neue avantgardistische Stilmittel der Serie und der Abstraktion. Er beauftragte die jungen Maler Ernst Morgenthaler und den in Paris lebenden Fritz Zbinden, eine Serie von Karikaturen zum Thema des typischen Genossenschaftlers und des genossenschaftlichen Siedlungsbaus anzufertigen. Die Bilder Ernst Morgenthalers überlebten, nachdem sie über Jahre in einem Magazin lagerten, währenddem die Bilder von Zbinden verschollen sind.

Hier kommt ein Widerspruch zur Theorie der "kleinen Kreise" zum Ausdruck: Das Genossenschaftshaus hat räumlich von den Dimensionen her - und hatte mindestens in der Pionierzeit auch geistig - internationale Ausstrahlung, was im Widerspruch zum dörflichen Mittelpunkt stand, den es in der Bedeutung der meisten Anwohner im Alltagsleben hatte. Zumindest in meiner Jugendzeit waren Orchester, Schule, Laientheater und Chor eher kleinbürgerliche, jedenfalls sehr lokale Freizeitbeschäftigungen, die direkt an den "ersten Kreis", die Familie, anknüpften und die meisten Kinder auch anzusprechen vermochten, solange sie in die Freidorfschule gingen.

5.14 Inflation und Gestaltung der Mietzinse

Trotz dem Bestreben Bernhard Jäggis, möglichst viel aus den Erträgen des Freidorfs der von ihm gegründeten Stiftung zur Förderung von Siedlungsgenossenschaften zukommen zu lassen, konnte das Ziel, jährlich Fr. 70 000.- zu überweisen, nur gerade im ersten Betriebsjahr erreicht werden.

Schon 1924 konnte statt der budgetierten Fr. 70 000.- bloss Fr. 50 000.- überwiesen werden. 1937 - 45 setzten die Zahlungen vollends aus. Im letzten Kriegsjahr, kurz nach Bernhard Jäggis Tod und nach Vollendung der ersten Fassadenrenovation (1940 - 44) wollten einige Siedler mit einer Eingabe eine Reduktion der Mietzinse erreichen. Dies wurde zwar von Finanzkommission und Verwaltungsrat abgelehnt, drängt aber doch die Frage nach dem Stiftungszweck im Verhältnis zum Eigennutz der SiedlerInnen auf.

5.15 Eigennutz - Stiftungszweck

Obwohl man um 1920 in der Schweiz im allgemeinen mit niedrigen Zinsen (auch Sparzinsen) rechnete, ist die Verzinsung der rund 7 Mio.Fr. (ohne Genossenschaftshaus) aufgrund der Summe der Anfangsmieten (rund Fr. 148'000.-) mit knapp 2,2% extrem niedrig, besonders auch in Relation zu den 7% Rückvergütung auf die gesamten Warenbezüge, an welche sich die Siedler sehr rasch gewöhnt hatten. Als Mitarbeiter bei einer Konsumgenossenschaft war die allgemeine Teuerung und die Anpassung der Löhne bei den Freidörflern nach dem 1. Weltkrieg sicher ein aktuelles Dauerthema und doch scheint eine Anpassung der Mieten an die Teuerung bis in die 50-er Jahre kein Thema gewesen zu sein. Umso mehr wurde über die steigenden Steuerforderungen des Staates geklagt, z.B. 1937 in einem Protokoll des Verwaltungsrates:

"Die öffentlichen Abgaben erheischen ganz beträchtliche Summen und es hat geradezu den Anschein, als ob die öffentlich und klar Rechnung ablegenden Selbsthilfeorganisationen unbekümmert um ihre soziale und volkswirtschaftliche Bedeutung als ein besonders geeignetes Steuerobjekt angesehen würden."

5.16 Staats- und wirtschaftspolitische Dimensionen

Bernhard Jäggi musste noch erfahren, wie seine grossen lebens- und gesellschaftsreformerischen Pläne durch die auch für kleine Selbsthilfzellen ruinösen Mechanismen des Kapitalismus - beschönigend freie Marktwirtschaft genannt - zunichte gemacht wurden. Diese Mechanismen heissen Wechselbäder von Inflation - Deflation, Hochkonjunktur - Krise, oder im Extremfall Krieg.

So musste Jäggi auch erleben, wie 1939 sein Gesinnungsgenosse Hans Bernoulli nach rund 25-jähriger Lehrtätigkeit durch Schulratsbeschluss von der Architekturabteilung der ETH suspendiert wurde, weil er es wagte, als Präsident des Freiwirtschaftsbundes zwischen Stadtplanung, Bodenrecht und Zinspolitik Zusammenhänge herzustellen und 1930 die "von den Notenbanken Englands und der USA gemanagte Krise als Schweinerei" zu bezeichnen (Heini Bachmann in "Harte Zeiten" No.5 1971: Zum Fall Bernoulli). Unmittelbar nach dem Krieg allerdings, als das Kapital des Kleinsparers sicherer im Wohnungsbau investiert wurde als in der Industrie, ein grosser Geburtenschub nach Wohnraum rief, die Konjunktur mit Staatsunterstützung angekurbelt werden sollte, besann man sich auch in bürgerlichen Kreisen erstmals im grossen Stil auf die Vorteile genossenschaftlicher Wohnbauproduktion. 1949 wurden beispielsweise gesamt-schweizerisch 41,3% der enormen Wohnbauproduktion von Wohnbaugenossenschaften getätigt.

Trotzdem waren 1960 nach den Jahren des grossen Wirtschaftsbooms ganze 3,7% der Wohnungen im Besitze von Genossenschaften der Spekulation entzogen; 1980 4,7%, 1990 erstmals rückläufig 4,6%. Zur Zeit spricht man wieder von Krise, deflationäre Tendenzen drücken auf die Preise und haben wie Ende der 20-er Jahre zu einer steigenden Zahl von Arbeitslosen geführt. Wiederum ist es der "internationale Konkurrenzkampf, der die Unternehmer dazu zwingt", und wiederum wird kräftig umverteilt, hat die Krise eine weitere, mächtige Konzentration des Kapitals zur Folge. Neben den Baugenossenschaften, welche in solchen Zeiten den neuen Wohnraumbedarf zu decken haben, treten jetzt immer mächtiger werdend die Pensionskassen auf, deren Kapitalzufluss weitgehend konjunkturunabhängig ist.

5.17 Zusammenfassende Charakterisierung

Die Periode von 1919-44 war einerseits geprägt vom schwungvollen und einigenden Pioniergeist und von der Erwartungshaltung ihrer Gründer und Gönner, andererseits vom Bewusstsein, europäisches Vorzeigestück dezentralisierten, vollgenossenschaftlichen und gemeinnützigen Lebens zu sein. Die einzelnen Siedler mussten sich nicht aktiv um Weltoffenheit bemühen; die genossenschaftlich interessierte Welt kam, zumindest im ersten

Jahrzehnt, zu ihnen. Die geringe Mobilität, die Bescheidenheit im Anspruchsniveau und im allgemeinen kulturellen Angebot jener Zeit entsprachen der angestrebten schweizerischen Bescheiden- und Rechtschaffenheit dieser kleinen Welt. Der aufkommende Faschismus warf auch das international gestartete Freidorf auf das Althergebrachte, Volkstümliche, Hausbackene und damit auf sich selber zurück. Mit der Inflation nach dem 1. Weltkrieg und nach der Wirtschaftskrise 1931 schwanden der Anspruch und die Hoffnung auf eine baldige Realisierung eines weiteren Freidorfs dahin.

12 Das Leben im Freidorf (Rückbesinnung, Konflikte, neue Impulse)

Aus dem Script von Urs Maurer (Rest)

Verfasser: U. Maurer

12.1 Veränderungen der Lebensbedingungen im Umfeld

Die in der Nachkriegszeit rasant einsetzende Wirtschaftsentwicklung führte unmittelbar zu Auswirkungen auf die allgemeinen Lebensbedingungen. Der zunehmende Wohlstand liess Bedürfnisse und Ansprüche nach Wohnfläche, Komfort, Konsumgütern, Mobilität, Freizeit, usw. ansteigen. Jedem sein eigenes Zimmer, zentralgeheizte Wohnungen, Einbaubäder, -Küchen mit Kühlschrank und Waschmaschine, Radio, Telefon und Fernseher, Auto, Reisen, Ferien, verloren allmählich den Anstrich von Luxus für Privilegierte und entwickelten sich in den folgenden Jahrzehnten zum Normalanspruch. Natürlich blieben diese Veränderungen nicht ohne Folgen auf gesellschaftliche Entwicklung und bestehende Strukturen. Der Arbeitnehmer fühlte sich dem Arbeitgeber gegenüber nicht mehr vollumfänglich verpflichtet, wechselte auch leichter einmal seine Stelle, forderte mehr Freizügigkeit und wollte seine Konsumkraft nicht mehr binden. Es entwickelte sich ein breites Angebot von Waren, der Konsument will auswählen und bestimmen, wo er einkauft. Nicht mehr die "richtige Gesinnung" zählt, sondern der Leistungsvergleich der Angebote auf dem Konkurrenzmarkt. Zur Zeit von Krise und Krieg war man aufeinander angewiesen und pflegte Familie und nachbarschaftliche Nähe. Nun aber wurde dieser dörflich-familiäre Rahmen mit seinen verbindenden Leitsätzen der neuen Möglichkeiten wegen als eng empfunden. Erst das Radio, dann viel wirksamer das Fernsehen, brachte andere Brennpunkte, Ideen, Lebensweisen, Idole in die einstmals abgeschlossene Welt der Wohnstube, des Hauses, des Dorfes, und begann die Fundamente traditioneller Autoritäten zu unterspülen. Im Zuge dieser allgemeinen Veränderungen wurde die angestrebte Vollgenossenschaft von einer existentiellen Notwendigkeit zu einer ideologischen Fiktion.

12.2 Veränderungen in der Nachbarschaft des Freidorfs

Die einsetzende Bevölkerungsexplosion und stetig ansteigende Lebenserwartung rief nach neuem Wohnraum und führte zu reger Bautätigkeit in den neuen Ballungsgebieten um die Wirtschafts- und Industriezentren. Basel begann sich in die Agglomeration auszudehnen und mit den ebenfalls anwachsenden, angrenzenden Dörfern zu verschmelzen. Die Landreserven rund um das Freidorf waren interessante und begehrte Bauplätze, und es ging nicht lange, bis es nicht mehr am Rande, sondern mitten in einem neuen Siedlungsgebiet lag.

12.3 Eindrücke und Erlebnisse aus der Kindheit des Autors (1946-57)

Kinderspiele und Abenteuer

Obwohl ich nicht im Freidorf geboren wurde, beginnen alle meine frühesten Kindheitserinnerungen im Freidorf. Zwar hatte ich als Student bereits einmal eine Arbeit über das Freidorf geschrieben, doch stiess ich erst beim Recherchieren für diese Arbeit auf die Tatsache, dass Hannes Meyer in "unserem" Haus, der No. 142, gewohnt hatte, oder besser, dass ich in seinem Haus gewohnt habe. Das berührt mich, verpflichtet mich auch in einer gewissen Weise, diese vor rund 3 Jahren begonnene Arbeit nun doch noch abzuschliessen und im Rahmen dieser Festschrift zum 75. Lebensjahr der Siedlung öffentlich zugänglich zu machen.

Um mit einem Begriff von Joseph Chilton Pearce⁵ zu sprechen, war das Freidorf meine dritte Matrix, meine dritte Bezugswelt nach Mutter, Familie/Haus. Dank seiner gestalterischen Einheitlichkeit, seiner klaren Begrenzungen war das Freidorf, nachdem ich gehen und mich

⁵ Joseph Chilton Pearce in "Die magische Welt des Kindes" Diederichs Verlag, Düsseldorf 1978

auf Rädern fortbewegen konnte, der geschützte Raum, der vertraute Ort - die Heimstätte. Mit einem "Rudervelo", welches mir meine Eltern aus Holland mitgebracht hatten, durchstreifte ich das Freidorf stundenlang, erledigte Botengänge und konnte mit meinem roten Anhänger auch Einkaufswaren transportieren.

Wenn wir, etwas älter geworden, von unseren Streifzügen ausserhalb zurückkehrten - beispielsweise der "Grube", der wilden Deponie, wo es Ringelnattern gab, vom "Chäpseli"- oder Räpplilegen auf die Tramschiene, oder im Winter vom "Schlacht bei Morgarten Spiel", wo wir in der hohlen Gasse dem Tram mit grossen vorbereiteten Schneekugeln aufgelauert hatten, wenn wir mit Mühe, völlig verschwitzt und erschöpft nach hartem Kampf den Mattenbrand doch noch selber löschen konnten, nachdem wir ihn eine Stunde vorher fachmännisch gelegt hatten, oder wenn wir ganz einfach von einer Rauferei mit einer Muttenzerbande zurückkamen, war das Überschreiten der Freidorfgrenze, der mit massiven Eisengittern verschliessbaren Tore die Rückkehr ins sichere Lager, in den geschützten Raum.

Meine ersten vier Schuljahre ging ich im Genossenschaftshaus zur Schule. In den Schulpausen, tummelten und balancierten wir uns an den Eisenstangen rund um den grossen Platz, machten vielfältige Fang- und Ballspiele, spielten mit Marmeln oder liessen Papierflieger steigen, alles nach ungeschriebenen, jahreszeitenbedingten Rhythmen. Wenn uns der "Bollemigger" (Spitzname des damaligen Siedlungsabwarts) wieder einmal das Fussballspielen auf der grossen Wiese verbot, wichen wir auf die nahen Felder aus. Unangenehme Erinnerungen an Autos habe ich keine - im Gegenteil, zur Zeit der Mustermesse in Basel sassen wir oft lange auf den Steinsockeln der Strassenzugänge, warteten auf die Autos aus allen Kantonen, markierten Herkunft oder seltene Automarken, hofften auf einen "Aston Martin" oder "Standard Vangart" - oft winkten wir auch bloss. Wie wir im Sommer durch schwarze Autoschläuche kopfüber sogar in den kleinen Klosterhofbrunnen springen konnten, ohne uns jemals ernsthaft zu verletzen, ist mir heute sowohl rein technisch als auch von der Toleranz unserer Eltern her ein Rätsel. Zwar nicht im Guinness Buch der Rekorde, aber möglicherweise in einem Freidorfblättli dürfte meine "Leistung" eingetragen sein: Ich brachte es innerhalb eines Jahres fertig, 33 Fensterscheiben einzuschlagen, da mich alles "Werfbare" und alle "interessanten Ziele" magisch anzogen. Zu spät die Reue, als mein Vater von einem Genossenschaftskongress aus England einen Golfschläger mitbrachte; glücklicherweise befand sich niemand in der Veranda, als mein Ball durch Fenster und Vorfenster der einen Seite hinein und auf der anderen Seite wieder hinausschlug. Zum Glück schätzte mich mein Vater in diesem Punkt als unerziehbar ein und verstand etwas von Versicherungen. Übrigens: das Ersetzen einer (normierten) Fensterscheibe, vom Freidorfglaser ausgeführt, kostete damals drei Franken.

In der Anlage vor der Freidorfhalle hatte Hannes Meyer eine Allee Nussbäume pflanzen lassen. Wenn die Nüsse reif waren, schlug sie ein Trupp Siedler mit langen Bohnenstickeln herunter - zumindest jene, die unseren gezielten Würfeln mit kurzen Stecken entgangen waren. Als die neue Fussgängerunterführung zur verlegten Tramlinie fertig war, fanden wir endlich die ideale Stelle, um Portemonnaies auszulegen, die wir vor den "gierigen" Passanten an unsichtbaren Fäden im letzten Moment in unser Versteck zogen.

12.4 Jahreszeitenfeste

Neben dem "freien Spiel" sind mir einzelne Jahreszeitenfeste in lebhafter Erinnerung, an welcher wir Kinder unsere Geschicklichkeit und Schnelligkeit in vielfältiger Weise unter Beweis stellen konnten; kleine Preise winkten. Einmal stand auch ein geschälter Maibaum auf dem grossen Platz. An einem grossen Metallring, den man über eine Umlenkrolle an einem Seil hochziehen konnte, hingen nebst bunten Stoffstreifen an Bindfäden aufgehängte Würste, Bretzeln und Süssigkeiten. Je nach Alter des Kindes wurde der Ring schneller oder höher hinaufgezogen.

In der Weihnachtszeit wurde ein Weihnachtsspiel aufgeführt. Ich lebte mich in der 2. Klasse so intensiv in die Rolle des Josefs hinein, dass ich nach einer Probe "meine Maria" in die Steinwüste der Stadt Basel entführte, wo ich ihr in der EPA einen grossen Sack Feuersteine als Hochzeitsgeschenk kaufte. Auch das "Buttemost - Männli", welches im November von

Haus zu Haus ging und aus dem Holzfass auf seinem Veloanhänger den Hagebuttenmost mit einer grossen Kelle in unsere Milchessel schöpfte, gehörte zum jahreszeitlichen Ritus. Als mein Vater in den 50-er Jahren zum Direktor der Coop-Lebensversicherung aufstieg, ergriff er die Initiative zum Bau einer neuen, direkt ans Freidorf anschliessenden Siedlung, der Schweizerau, und unsere Familie verliess 1957 das Freidorf. Vielleicht aus unbewusster Rache an meinem geliebten Freidorf hängte ich mit Unterstützung meines neuen Nachbarn, einem "Früchtchen" aus dem Welschland, in einer Nacht sämtliche eiserne Gartentüren des Freidorf aus und warf sie auf die Komposthaufen (ich glaube, dieser Nachtbubenstreich ist erst mit dieser Schrift aufgeklärt).

12.5 Botengänge

Ein weiterer Erinnerungsbereich betrifft die Botengänge. Wir konnten uns beim "Batzeneinziehen" für die Wohlfahrtskasse auf der "Büechlirunde" beteiligen, d.h. wir zogen wöchentlich von Haus zu Haus. Viele gaben uns eine Frucht, eine Süsseigkeit oder gar ein Geldstück. Täglich wurde Frischmilch geliefert. Da es noch kaum grosse Kühlschränke gab, musste man, vor allem im Sommer, die Milch zu bestimmten Zeiten abholen, ein Botengang, den meist wir Kinder besorgten. Jeweils im Herbst wurden vor jedem Haus je nach Haustyp 1 - 3 Ster Buchenholz abgeladen. Kam dann die Säge mit ihrem grauen, an eine Dampfwalze erinnerndes Fahrzeug, für mich ein Ungetüm, ein mechanischer Elefant, an welchen über ein grosses Rad eine Bandsäge lief und ein Kolben das Spalteisen sehr schnell in der vertikalen Achse hinauf und hinunter bewegte. Das Untier liess jeweils einen riesigen Haufen Holzscheiter zurück und einen grossen Haufen Sägemehl. Wir Freidorfkinder folgten der Maschine und boten vor allem den älteren Freidörfnern an, die Scheiter in den Keller zu tragen und dort aufzuschichten. Während die Mädchen kunstvolle Beigen errichteten, rannten wir Buben mit den Handkörben die Treppen hinauf und hinunter. Völlig uneigennützig war dieses Angebot natürlich nicht - es trug meist zur Aufbesserung unseres Taschengeldes bei.

Ein weiterer Botenrundgang bestand darin, einzelnen Siedlern Weisswäsche in die zentrale Wäscherei zu tragen bzw. zurückzuholen. Wir setzten dazu meist Leiterwagen ein. Im Genossenschaftskeller roch und dampfte es abenteuerlich, auch waren da riesige Kessel, Feuerungsanlagen und dampfbetriebene Maschinen, für uns Buben aufregend und interessant, für die Mutter unseres Spielkameraden "Hebbeli", die Wäscherin, wahrscheinlich sehr anstrengend und aufreibend.

Fazit: Die öffentlichen Anlagen innerhalb, die vielen ungenutzten Nischen am Rand und ausserhalb des Freidorfs, waren zu jener Zeit für das freie Spiel extrem kinderfreundlich. Die Toleranz und Gelassenheit der Erwachsenen gegenüber Tätigkeitsdrang, Abenteuerlust und Unfug von uns Kindern war im Vergleich zu heute doch recht gross. In das soziale Netz organisierter und spontaner Art wurde noch sehr viel Zeit investiert - man ging sich gegenseitig etwas an, als Kind fühlte man viel Wohlwollen, als Jugendlicher war man in der Tiefe zufrieden, dass dieses als eng empfundene Netz, das man zerreißen wollte, zwar etwas elastisch war, aber weder ganz nachgab noch gar riss. Möglich, dass es auch Aussenseiter gab, welche dies anders und als existentiell einengend empfanden.

12.6 Nachhaltige Schuleindrücke

Im Gegensatz zum Erleben dieser Freiheiten stehen gewisse Eindrücke aus meiner Schulzeit der 3. und 4. Klasse. Was da so pädagogisch vor sich ging, kann mit Pestalozzis Haltung und einer Erziehung zur Kooperation zum Teil nur schwer vereinbart werden. Dazu ein paar Erinnerungen:

Als jüngstes Kind meiner Familie und einem Mathematiker als Vater war ich ein "früher Schnellrechner". In der 1. Klasse holte mich einmal der Lehrer in die Kopfrechenstunde seiner 3. und 4. Klasse - nicht um meine Talente zu zeigen, sondern um die langsamen, viel

älteren Kinder zu beschämen. Oft mussten bei Schulschluss alle aufstehen. Er stellte Rechenaufgaben, und wer zuerst das richtige Ergebnis sagte, durfte heim. Kinder, die störten, mussten entweder in die Ecke stehen oder in hartnäckigen Fällen auf eine aufgestellte Linealkante knien. Kopfnüsse, an einem Ohr aus der Bank ziehen, gehörte zum Alltag - Ohrfeigen waren seltener, und dass er Kindern vor der ganzen Klasse die Hose herunterzog und mit seinem Holzstab den Hintern verkloppte - einmal brach der Stab, das Ende flog bis an die Hinterwand - war seltener, aber für mich umso einprägsamer. Dies geschah trotz Gertrudgruppe und damals noch aktiver Erziehungskommission.

12.7 Eindrücke von der Welt der Erwachsenen

Es gibt noch weitere Schichten von Wahrnehmungen, welche eher kritisch das Leben der Erwachsenen aus der Sicht eines Bubens betrifft. Viele Häuser, zum Teil auch im nächsten Umkreis, waren für mich trotz der beschriebenen Botengänge unnahbar und etwas unheimlich. Meist wohnten darin ältere, alleinstehende Siedler oder etwas vergräme Ehepaare. Von Offenheit, Solidarität, grosser Lebensfreude oder geistigen Auseinandersetzungen, heissen politischen Diskussionen spürte ich nichts. Ich empfand auf seelisch-geistiger, also auf kultureller Ebene eine Art "Deckel" über dem Ganzen - man spielte mit, versteckte oder vernichtete sofort einen allfälligen Migrossack - "pfui Teufel", hiess es aus Vaters Mund.

Das Orchester unter Leitung eines übergewichtigen und etwas tragischen Holländers, der auch die Aufgabe hatte, mir das Geigenspielen beizubringen empfand ich als etwas verkrampfte Hausmusik. Echte Künstler oder freie Denker waren keine nachgezogen - dies war ja von den Statuten her auch praktisch ausgeschlossen. Bewusst habe ich nur männliche Formen gewählt, da Frauen im Freidorf damals nicht viel zu sagen hatten.

Dem Zahlenforscher und -mystiker Franz Karl Endres, der zwei Häuser weiter von uns wohnte, begegnete ich, wenigstens geistig, erst Jahrzehnte später im Zusammenhang mit meiner Tätigkeit als Mathematiklehrer, als er längst tot war. Der Kosmopolit Charles Henri Barbier war als Mitglied der Direktion des VSK wohl derart gefordert, dass ich im Freidorf nichts von seinem beweglichen Geist erlebt habe. Hannes Meyer war ja mit seiner Familie schon 1926 ausgezogen und hat sich von seinem ersten selbständigen Werk zunehmend distanziert. In einem Brief 1948 aus Mexiko an den Maler und Freund Ernst Morgenthaler schreibt er: "Ein Glück, dass wir Architekten als "Sechziger" kaum gefeiert werden. Ich müsste dann in zwei Jahren ins Freidorf steigen mit seinem unfasslich kleinbürgerlichen Gestank". Meyer hatte dabei wahrscheinlich mehr seine eigenen sozialromantischen Vorstellungen der Wirkung von Architektur im Visier, als das tatsächliche soziale Klima unter den Einwohnern, mit denen er ja keinen Kontakt pflegte, schrieb er doch noch 1924: "Jeder Zeilenhof ist eine Sippe ohne Blutsverwandtschaft, ein Helferkreis treuer Nachbarschaft und Nächstenliebe."

12.8 Zusammenfassende Charakterisierung

Schär, Munding, Jäggi, die grossen Vordenker, Verkünder und Gründerpersönlichkeiten waren tot. Ihre Botschaft und Haltung wurde noch in Form von statuarischen und moralischen Ansprüchen älterer Siedler tradiert. An den hergebrachten Strukturen, den vielen Kommissionen wurde festgehalten, obwohl die Sitzungen spärlicher, Mitarbeiter schwieriger zu finden waren. Diese Entwicklung verlief parallel zur allgemeinen Stagnation und Identitätskrise des VSK in den Nachkriegsjahren. Die buntgefächerte und nuancierte Palette der Lebensreformbewegung, welche Europa in der Aufbruchstimmung zu Beginn dieses Jahrhunderts geprägt hatte, war vor dem Schwarz-Weiss-Gegensatz zweier holzschnittartig vereinfachten Ideologien verblasst und lähmten in ganz besonderem Masse die Genossenschaftsbewegungen.

In stiller Übereinkunft hatte man sich in einer Nische mit kleinbürgerlichem Anspruch einzurichten begonnen. Noch verdrängte man die Sanierungsaufgaben geistiger und

baulicher Art. Die Erhaltung der bestehenden, aufwendigen Betriebsorganisation zehrte schon genug an den verfügbaren Kräften. Dass trotzdem in der Stille, z.B. im zwischenmenschlichen Bereich, viel geleistet wurde, muss zum Schluss und Ausgleich jedoch auch gesagt sein.

12.9 Anpassungen und Umstrukturierungen

Während die nicht mehr aufschiebbare, erstmalige allgemeine Erhöhung der Mietzinse 1959 um 21% als ein schwieriges Unterfangen betrachtet wurde, begann unter der Präsidentschaft von Hans Maurer eine Art "Aufholjagd" in bezug auf längst fällige innere und äussere Sanierungen. So wurde der GV schon 1962 eine weitere Mietzinserhöhung um 45% beantragt. Die Fassaden mussten ein weiteres Mal saniert werden (1964/65). Dazu wurde von der Genossenschaftlichen Zentralbank ein Kredit von 1 Mio. Fr. aufgenommen. 1966 wurden Vorschläge für die Renovation der Sanitäranlagen und der Heizungen erarbeitet, welche bei Hauswechsel routinemässig, bei den übrigen Mietern auf Wunsch durchgeführt wurden. Sie gingen vollumfänglich zu Lasten der Nutzniesser.

1967 wurde erstmals ein Finanzplan über 10 Jahre erstellt, Ausdruck einer wiedererwachten unternehmerischen Einstellung. 1972 erfolgte neben einem weiteren Mietzinsaufschlag von 42% per Statutenänderung eine wesentliche Stärkung der Verwaltung, die in Zukunft die Mietzinse selber abschliessend festlegen kann. Seit 1972 wurden die Mieten etwa 10 Mal nach oben angepasst, zum Teil rein teuerungsbedingt, meist jedoch im Zusammenhang mit einschneidenden Sanierungsmassnahmen. Dass die Freidorfhäuser trotzdem noch heute im Preis-Leistungsvergleich einsam auf dem Markt dastehen, liegt nun nicht mehr allein am Geschenk der Steuerbehörden von 1919, sondern ist zum Teil auch ein Ergebnis der 75-jährigen, weitestgehend ehrenamtlichen Selbstverwaltung. Die Freidorfhäuser spielten dabei einerseits eine Rolle bei der Personalpolitik der VSK/Coop, andererseits haben gerade diese günstigen Mieten die Begünstigten zum Engagement in der Verwaltung verpflichtet.

12.10 Die engen Grenzen der nutzungsmässigen und baulich gestalterischen Spielräume

Wie im Kapitel 5.3 (Wohnbedürfnisse) ausgeführt, liegt in der strengen, klassizistischen Sprache und Anlage der Architektur schon etwas Zeitlos-Konservatives. Obwohl Meyer vom Genossenschaftshaus auch als einer "Fabrik" spricht, ist es architektonisch doch eher ein "Tempel der Gemeinschaft" (Meyer) als ein funktional konzipierter Fabrikbau. So werden schon kleine Veränderungen am Äusseren als ästhetische Verletzung empfunden. Hinzu kommt, dass Meyer, und später die Verwaltung, streng über die Einhaltung der engen, statuarisch festgelegten Grenzen gewacht haben.

Seit Anbeginn wird im Artikel 13 der Mietverträge festgehalten, dass es zwar erlaubt ist, "kleinere bauliche Ausgestaltungen oder Veränderungen im Innern des Hauses zum Zwecke der Erhöhung der Bequemlichkeit oder besserer räumlichen Ausnutzung auf eigene Kosten vorzunehmen. Es bedarf hierzu jedoch in jedem Falle der Bewilligung des Verwaltungsrates." Diese baulichen Ausgestaltungen fallen ohne Entschädigung ins Eigentumsrecht der Siedlung

(Meyer 1924: "ein bedeutsamer Schritt auf dem Weg zur Vergesellschaftung des Luxus"). Das Äussere des Hauses darf durch derartige bauliche Ausgestaltung nicht verändert werden (z.B. durch Dachausbauten). Selbst die hölzernen Schöpfe wurden einheitlich von der Siedlung erstellt und durften genauso wenig verändert werden wie die massiven Steinbauten. Dagegen unterstützten die Promotoren "des Siedlers Handwerksgeist beim Ausbau des Gartenhauses, und mit Fingerfertigkeit bäschele er samstagnachmittagelang aus dessen Holzgerippe ein Tierheim für Hühner, Enten oder Kaninchen (Ziege und Schwein sind verbannt)". Auch der nach exakten Proportionen gestaltete positive Aussenraum lässt kaum bauliche Eingriffe bzw. Ergänzungen zu. Einzig auf den restflächenartigen Pflanzlandparzellen liess sich je ein Ergänzungsbau erstellen.

12.11 Auszehrung und Ausräumung des Genossenschaftshauses

Bereits 1956 waren die Räumlichkeiten des Genossenschaftshauses für den Seminarbetrieb des VSK zu eng und für die veränderten Unterrichtsformen zu starr geworden. Das Seminar siedelte aus, nur wenige Kilometer vom Freidorf entfernt, wo es die notwendigen Entfaltungsmöglichkeiten fand, um sich den zunehmenden Aufgaben eines zentralen Aus- und Weiterbildungszentrums der rasch wachsenden Coop Gruppe anpassen zu können.

Die Poststelle, welche 1934 darin eingerichtet worden war, wurde 1960 wieder aufgehoben. Der Vorschlag des VSK im Jahre 1961, das Genossenschaftshaus abzubauen, wurde vom Freidorf vorerst entschieden abgelehnt. So wurde 1963 noch ein Waschsalon eingerichtet. Doch schon wenige Jahre später, als die stets schlechter werdende Bilanz die Einstellung des Restaurations- und Saalbetriebs erzwang, musste sich auch der Vorstand den Tatsachen beugen. 1967 wurde der Betrieb des Freidorfladens an den Allgemeinen Consumverein Basel abgetreten, der mit der Eröffnung seiner neuen Filiale auf dem ehemaligen Kantineareal des Freidorfs 1976 den Freidorfladen endgültig schloss. 1970 zog die Schule aus, 1972 trat der Kanton vom Mietvertrag für die Turnhalle zurück, so dass nun das Genossenschaftshaus völlig ausgezehrt zum Abbruch oder zum Umbau aufgrund eines vollständig neuen Nutzungsprogramms bereit war.

12.12 Alterswohnungen, Kampf um das Genossenschaftshaus

Wie in allen Genossenschaftssiedlungen, wohl auch der günstigen Mietzinsen wegen, wurde die Überalterung der Bewohner zu einem Problem; grössere Häuser wurden oft nur noch von einer Person bewohnt, der die Unterhaltsarbeiten meist zu anstrengend waren. Ende der 50-er Jahre wurde der Wunsch nach Schaffung von Alterswohnungen formuliert. Als Antwort schlug 1961 die Direktion des VSK der Siedlungsgenossenschaft Freidorf vor, das schlecht nutzbare Genossenschaftshaus abzubauen und an seiner Stelle einen Neubau mit Kleinwohnungen und Serviceeinrichtungen vor allem für Betagte zu erstellen.

Zur Behandlung der "Angelegenheit Genossenschaftshaus" und "Schaffung von Alterswohnungen" wurden in der Folge neue Kommissionen eingesetzt, die Bedürfnisse und mögliche Standorte für einen Neubau abklärten. Nach verschiedenen Vorprojekten wurde 1968 durch den Architekten W. Münger ein Baugesuch eingereicht. Ein nach verschiedenen Einsprachen später erarbeitetes 2. Wettbewerbsprogramm stiess bei der kantonalen Baudirektion, bei Denkmalpflege und Heimatschutz auf Widerstand - vor allem wegen des möglichen Abbruchs des Genossenschaftshauses, dessen Umbau zu Alterswohnungen ohne Veränderung der Fassade nicht realisierbar war.

Bis 1971 wurden zwischen dem Freidorf und der Behörde rege Verhandlungen über die Durchführung eines Ideenwettbewerbes geführt und Fragen der Mitbeteiligung von Gemeinde und Kanton geprüft. Das Genossenschaftshaus entwickelte sich dabei zu einem Streitpunkt. Die Freidörfler strebten dessen Abbruch zugunsten eines Neubaus am selben Ort an und wehrten sich gegen den Vorschlag der Gemeinde, Punkthochhäuser auf dem Pflanzland zu errichten. Die Gemeinde schlug eine Neuvermietung der Räume für kulturelle Zwecke vor. Die Frage um das Genossenschaftshaus - für die einen ein kaum nutzbares Denkmal, für die anderen integraler Bestandteil eines Siedlungsganzen - entwickelte sich zu einer Affäre in der Lokalpresse. Es wurde eine Petition zur Unterstützung der Freidörfler eingereicht, auf welche eine Resolution der eidgenössischen Kommissionen für Denkmalpflege und Natur- und Heimatschutz folgte. Am 16. Oktober 1972 sprach die kantonale Baudirektion ein Machtwort zugunsten der Erhaltung des Gebäudes: Das Freidorf wird integral unter Denkmalschutz gestellt. Im Herbst 1974 wurde die Fassade renoviert und der grösste Teil des Genossenschaftshauses mit 15-jährigem Mietvertrag an den VSK vermietet, der darin ein Computerzentrum einrichtete.

12.13 Hintergründe des Konflikts

Im Zuge der 68-er Bewegung interessierten sich Architekturdozenten und -studentInnen neu für die Ideen und Geschichte der Genossenschaftsbewegung; so "entdeckten" sie auch das Freidorf und Hannes Meyer. Was das Freidorf von anderen Genossenschaften

unterscheidet, ist vor allem das grosszügig konzipierte Genossenschaftshaus und das Konzept einer "Vollgenossenschaft".

Das Freidorf sollte nicht nur reine Wohnbedürfnisse befriedigen, sondern es sollte ebenso sehr sozialerzieherische und ökonomische Funktionen erfüllen. Die Realität aber war, dass das Genossenschaftshaus jetzt leer stand. Es liessen sich keine für die Siedlung notwendigen oder vernünftigen Funktionen darin unterbringen, und Abklärungen zeigten auch keine sinnvolle Umbaumöglichkeit. Die Siedler auf der einen Seite sahen primär ihre unmittelbaren Anliegen und suchten nach einer genossenschaftlichen Erneuerung, währenddem die andere Seite nicht an Nutzung und alltäglichem Leben, sondern an dem schätzenswerten, einmaligen Dokument der Gesamtanlage interessiert war. Abbruch bedeutet für sie Zerstörung der nunmehr historisch gewordenen Anfänge der Genossenschaftsbewegung.

Wenn man Meyers späteres Schaffen einbezieht, seine radikale Zuwendung zum funktionalen und konstruktivistischen Denken, so müssten - um tatsächlich Meyers Anliegen ernst zu nehmen - Veränderungen im Sinne von Eingriffen und Ergänzungen nicht nur möglich sein, sondern aktiv angestrebt werden. Es liegt etwas Paradoxes und Zynisches daran, dass Meyers einziges in der Schweiz realisiertes Siedlungsprojekt mit einer "überkommenen Ausdrucksarchitektur" - von der wir wissen, dass sich Meyer schon kurze Zeit später distanziert hat - museal von Architektenverbänden, Vertretern von Natur-, Heimatschutz und Denkmalpflege gegen die Genossenschaftler verteidigt wurde. Dass der Kanton plötzlich vom geplanten Ideenwettbewerb zurücktrat - wahrscheinlich weil die Freidorfler auf der Option Abbruch beharrten - blockierte nicht nur den ganzen, endlich eingeleiteten Aufbruchprozess der neuen Siedlergeneration, sondern packte auch gleich die Freidorfanlage integral auf unabsehbare Zeit in Eis.

Auf sozialpolitischer Ebene ist bei den Siedlern beim Kampf ums Genossenschaftshaus jener kämpferische, basisdemokratische Geist wieder aus dem Grabe gestiegen, der die Gründer der möglichst autonomen Vollgenossenschaft Freidorf einst beseelt hatte. Dass das Genossenschaftshaus ausgeblutet war, hing ja damit zusammen, dass im Zuge zentral gesteuerter Konzentrations- und Rationalisierungsprozesse in grösseren Planungsräumen Teilfunktionen des Genossenschaftshauses freier und moderner an anderem Ort zusammengefasst wurden.

Dass schliesslich ausgerechnet der Grosscomputer von Coop Schweiz in den ehemaligen Versammlungssaal kam, dass die "Arbeitsbedingungen" des Computers und seiner Techniker die tragbarste und ökonomisch vertretbarste Umnutzung des Genossenschaftshauses war, ohne dass äussere Veränderungen notwendig wurden, entbehrt nicht einer mehrschichtigen Ironie des Schicksals. Anstelle des früheren kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Treff- und Begegnungsortes steht nun die Maschine, welche den rationellen Transfer von Daten und Informationen innerhalb der komplexen Coop-Gruppe möglich macht, die statt hunderte von Menschen zusammenzubringen tausende von Leitungen verdrahtet, um wiederum zehntausende von Menschen in einen Informationsaustausch treten zu lassen. Für die Augen und sinnliche Erlebniswelt eines Freidorfkindes ist da ein Gespensterhaus, in welches jeden Morgen durch einen streng verschlossenen und überwachten Eingang ein paar fremde Männer und Frauen verschwinden - ihre fremden Autos vor der Spielwiese zurücklassend.

12.14 Zusammenfassende Charakterisierung

Dringende Sanierungsarbeiten machten mehrmalige, prozentual drastische Mietzinserhöhungen notwendig. Trotzdem blieben die Häuser im Marktvergleich ausserordentlich günstig. Dieser Umstand und das statuarisch garantierte lebenslängliche Wohnrecht führten zu einer starken Überalterung des Freidorfs.

Das zentrale Genossenschaftshaus, einst Symbol der Genossenschaftsidee, verlor zunehmend an Bedeutung und Nutzungsfunktionen. Initiativen zum Umbau riefen Denkmalpflege und Architekturverbände auf den Plan, was nach heftigen Auseinandersetzungen schliesslich 1972 zur integralen Unterschutzstellung der gesamten Freidorfanlage führte.

12.15 Neue Alterswohnungen und Zuzug einer neuen Genossenschaftergeneration

Wenn auch zähneknirschend, so musste sich das Freidorf doch den neuen Tatsachen beugen. Mit der Eröffnung des neuen Coop Centers mit Restaurant auf dem ehemaligen Kantineareal ist ein neuer Treffpunkt entstanden. Manche betagte Freidörfler sind in Alterswohnungen der Gemeinde Muttenz umgezogen, in ca. fünf Minuten Fussgängerdistanz zum Coop Center und ca. zehn Minuten zum Freidorf .

Damit konnte nun eine neue Siedlergeneration Einzug ins Freidorf nehmen, die von den grossen Niederlagen nicht mehr belastet ist. Die Bevölkerung nahm in der Folge wieder leicht zu, und die Alterspyramide normalisierte sich wieder etwas.

Abbildung: Alterspyramide

12.16 Neues Blockheizkraftwerk

Als die veralteten Einzelheizungen saniert werden mussten und die Luftreinhaltung an Bedeutung gewann, griff das Freidorf auf ein 25 Jahre altes Konzept zurück, welches damals aus technischen und finanziellen Gründen noch nicht realisiert werden konnte. Eine Gesamtenergiestudie Ende der 80-er Jahre führte zum überraschenden Ergebnis, dass die konstruktive Durchbildung der originalen Häuser energetisch auch im Vergleich mit heutigen Konstruktionen und Kennziffern erstaunlich gut abschneidet. Aufgrund dieser Studie wurde auf eine Aussenisolation verzichtet. So wurde lediglich der rund 40-jährige Putz bis aufs Mauerwerk abgeschlagen und mit rein mineralischen Baustoffen und Farbanstrichen wieder aufgebaut. Damit ist die dampfdiffusionsdurchlässige Aussenhaut baubiologisch und bauökologisch noch heute vorbildhaft. Die 1977 ersetzten Fenster konnten belassen, und die rund 70-jährigen massiven Haustüren mussten lediglich vom Schreiner überholt werden. Die Estriche wurden isoliert, und die Kellerwände wurden gegen eindringende Feuchtigkeit besser abgedichtet.

Nach der aufwendigen Fassadensanierung der ganzen Siedlung wurde für rund 3,5 Mio. Fr. ein Blockheizkraftwerk mit Zentrale im Genossenschaftshaus eingerichtet. (Gesamtinvestition: 4,4 Mio. Fr.). Als erste Stufe wird die Abwärme des Rechenzentrums mittels Wärmepumpe genutzt und die Siedlung bis zu Aussentemperaturen von ca. 10 Grad C. beheizt. Bei kälteren Temperaturen schaltet sich das Blockheizkraftwerk zu und produziert als zweite Stufe Wärme und Strom, welcher mit jährlich rund 400 MWh ins öffentliche Netz eingespiessen wird. Für Temperaturen unter 5°C. muss der Spitzenkessel zuschaltet werden, der über einen Zweistoffbrenner (Gas/Oel) verfügt. Diese Anlage heizt die Siedlung umweltfreundlich und zu günstigen Preisen. Möglich wurde die Realisierung dieses zukunftsweisenden Projekts durch die Bereitschaft der Genossenschaftler, eine ..%-ige Mietzinserhöhung zur Finanzierung der aufwendigen Verteilleitungen in Kauf zu nehmen.

12.17 Alltag in der Siedlung heute, optische Eindrücke

Ich versuche im Folgenden, meine Eindrücke von einem Rundgang durch die Siedlung heute zu schildern, dies im Vergleich mit meinen Erinnerungsbildern von etwas über 30 Jahren. An der Tramstation Freidorf suche ich vergeblich nach der "hohlen Gasse"; während die Freidorfseite wenig verändert ist, die Böschungen nach wie vor hoch aufsteigen, öffnet sich der Blick südwärts überraschend auf ein neues Wohnquartier. Unterwegs Richtung Freidorf fällt mein Auge erst auf einen wenig einladenden, vom motorisierten Verkehr dominierten, räumlich chaotischen Komplex aus Zufahrtsstrassen, Parkplatz und Gebäudekörpern, das Coop-Einkaufszentrum. Nach der Unterführung erkenne ich die Anlage kaum wieder. Was ist es, was mich irritiert ? Die Ligusterhecke ist ja da, auch die Nussbäume, der Asphaltweg und die Sitzbänke! Die Mauer! Ich wusste gar nicht, dass diese Mauer so lang und so hoch ist. In meiner Erinnerung trat die Mauer nur wenig in Erscheinung. Das macht der fehlende,

bewegte Blumen- und Heckengürtel, "Staudengarten", wie Meyer sagte, in dem sich "blühwillige Vertreter aller Erdteile ein Stelldichein gaben: Japanische Astilben und Herbstanemonen, chinesische Päonien und Rhabarber, die kaukasische Skabiose und das Helmkraut vom Baikalsee, türkischer Mohn amerikanische Prachtscharten und das Pampasgras gesellen sich zu den mittelalterlichen Alchimistenkräutern

Ich steuere zuerst das Genossenschaftshaus an, auf den ersten Blick alles vertraut - das Geviert der Silberlinden, "Gründungs-Denkstein" und Obelisk. Obwohl ich längere Beine habe und eine altersbedingte Gelassenheit, kommt mir das Genossenschaftshaus unendlich lang vor. Weil ich keinem Menschen begegne, weil ich keine Stimmen höre, weil alle Türen verschlossen sind, so reflektiere ich. Auch die Allee mit Birnbäumen in der Fortsetzung der Zentralachse ist wohlvertraut.

Am Ende, beim ehemaligen Pflanzland, kommen neue Eindrücke auf mich zu. Der mit hohen Bäumen freidorfseits angedeutete Platz hat sich, eben erst fertig gestaltet, mit angenehm proportionierten Bauvolumen der neuen Quartierschule wohlthuend besser geschlossen. Hier war immer das "Ende der Welt", hier spüre ich im Gegensatz zum Coop-Center räumliche Kontinuität. Dem Schanzweg folgend, zwischen der nun völlig an- und eingewachsenen Nachbarsiedlung Donnerbaum, in die manche Freidörfler abgewandert sind, weil man sich hier sein eigenes Haus erwerben konnte, und die deshalb von den treugebliebenen Freidörflern den Spitznamen "Wurst- und Brotsiedlung" bekommen hatte - biege ich in die Unterdorfstrasse ein. Hier fällt mir als erstes auf, wie der Hof breiter geworden, die Häuser trotzdem viel näher gerückt sind. Weshalb? Weil früher beidseits rund meterhohe Metallzäune und Vorgärten mit Busch und Bäumen waren. Diese vorteilhaftere Wirkung ist aber stark beeinträchtigt durch die fast lückenlose Aufreihung von Autos - unangenehme Begleiterscheinung der "Vergesellschaftung des Luxus" - räumlich störender als die Zäune, und die ehemaligen Spielstrassen sind dahin.

Ich biege in einen Kiesweg und schliesslich in einen Düngerweg ein. Zwar stehen da alle die Holzschöpfe noch, aber die Quittenalleen sind verschwunden. Viel mehr Rasenflächendurchblicke, wohlthuende Weite, auch da fehlen sie meist, die Zäune, treten jedenfalls viel weniger in Erscheinung. Tannen und Zierbäume scheinen mir häufiger geworden, Hochstämme und Obstbäume seltener. Ich sehe Kinder in Badehosen und Spritzkanne an einem Sandhaufen hantieren, alte Erinnerungen steigen auf ans Nie-genug-bekommen vom Wässern in Sandkästen.

Natürlich suche ich ganz zum Schluss mit klopfendem Herzen den "Klosterhof" auf. Ja, sie stehen noch, die vier Platanen, fast noch etwas mächtiger sind sie geworden. Auch hier ist kein Mensch zu sehen - bloss stört es mich hier nicht, kann ich so besser in den ganz bestimmten Klang des plätschernden Brunnenwassers hineinhören, wie er am Echo der drei breiten Fassaden der Doppelhäuser entsteht, und wie er mich über Jahre in den Schlaf gesungen hat. Gut, dass Meyer damals seiner romantischen Seele noch freien Lauf gelassen hat ("steinerne Träger des Heimatgefühls") und dass die Kosten des fliessenden Wassers und des Unterhalts der Brunnenanlage auch heute noch tragbar sind.

12.18 Alltag in der Siedlung: Gesprächsauswertung

Gespräche mit einer ehemaliger Freidorflehrerin, zwei älteren Siedlern, dem ehemaligen Präsidenten und zwei jungen, neu zugezogenen SiedlerInnen haben einerseits sehr differenziert und auch individuell bedingte Grundstimmungen und Beurteilungen gezeigt als auch ein paar offensichtlich objektivere allgemeine Aspekte. Ein solcher Aspekt betrifft die Stellung der Frau. Sozialgeschichtlich kann die Stellung von der "Hauswirtschafterin" zur "Hausmutter" und zur "Seele des Familienlebens" verfolgt und schliesslich - wenn auch gesellschaftlich noch nicht vollzogen - zur mitverantwortlichen, gleichberechtigten Individualität aufgezeigt werden. Man könnte annehmen, dass in einer sozial fortschrittlichen Genossenschaftssiedlung wie dem Freidorf die Stellung der Frau ebenso fortschrittlich sei. Wenn man jedoch die "Pflichtlektüre" der Erziehungskommission Lienhard und Gertrud von Heinrich Pestalozzi liest und hinzunimmt, dass Dr. Karl Munding jahrelang die "Gertrudgruppe" für Mütter und ältere Töchter geleitet hat, so begegnet man hier doch einem sehr rückwärtsgewandten und patriarchalischen Geist. Noch in der Festschrift von

1969 wird auf gertrudartige Gestalten des Freidorfs hingewiesen, obgleich die Gertrudgruppe längst im Genossenschaftlichen Frauenverein des VSK aufgegangen war. Die Frau ist in Pestalozzis Volkserziehungsroman gleichzeitig Hauswirtschafterin, Hausmutter und Seele des Familienlebens - und sogar ein Stück Seele des Dorflebens. Erst 1946 wurde eine erste Frau in die Verwaltung aufgenommen; mehr als eine Frau war zumindest neben der Sekretärin nie in der Freidorfverwaltung. In den Statuten des Freidorfs ist noch immer das "Familienoberhaupt" Siedler mit Stimmrecht an der Generalversammlung. Erst bei seinem Tod erbt seine Frau dieselben Rechte. So erstaunt es nicht weiter, dass an der GV vor allem die männlichen "Oberhäupter" das Wort führen und dass manche junge Frauen dies heute als stossend empfinden.

Auch die Coop Gruppe tut sich mit Frauenquoten in leitenden Stellungen noch sehr schwer. So waren 1990 von den bisher 125 Mitgliedern des Verwaltungsrates nur gerade sieben Frauen, und nicht etwa mit zunehmender Vertretung - im Gegenteil, unter den 27 im Jahre 1990 amtierenden Verwaltungsräten befand sich nur gerade eine Frau, die Fast-Bundesrätin Dr. Lilian Uchtenhagen. Auf der Liste der jeweils amtierenden 23 VerbandsdirektorInnen steht eine einzige Frau. Dass noch nie eine Frau ein oberstes Präsidiumsamt bekleidete, versteht sich demnach fast von selbst.

Ein weiterer Aspekt scheint mir für die Situation 1992 charakteristisch zu sein: Manche ältere Freidörfler haben - zumindest so wie ich - die "Guten alten Zeiten", als das Freidorf noch eine relativ geschlossene, dörfliche Einheit war, in lebhafter Erinnerung und sind zumindest insgeheim enttäuscht über die jüngeren Siedler, welche zur Wiederbelebung des alten Dorflebens zu wenig beitragen. Es fällt schwer, unbewusst keine falschen Schuldzuweisungen zu machen. Umgekehrt gibt es junge Siedler, die den Eindruck haben, das Einbringen ihrer Ideen, ihrer Lebensart, sei in den bestehenden Strukturen gar nicht so einfach und teilweise auch gar nicht erwünscht.

12.19 75 Jahre Freidorf: "Der Aufbruch hat begonnen"

Wenn man die "Mitteilungen" des letzten Jahres liest, so bläst einem da ein frischer Wind entgegen. Das 75-jährige Jubiläum soll nicht nur Anlass zum feierlichen Rückblick sein, sondern Aufforderung zu einer kritischen Standortbestimmung. Es wurde ein Forum geschaffen, zu welchem alle Interessierten eingeladen waren, und an welchem man sich über Gegenwart und Zukunft des Freidorfs aussprach - ausgehend von dem, was tatsächlich heute ist. Aus dem Forum hat sich eine 15-köpfige Arbeitsgruppe gebildet, worunter sich sieben Frauen befinden. Mittels offenem Brief und Fragebogen ist aus dem etwas einseitigen Mitteilungsblatt selbst ein Forum geworden. Ein neues Leitbild wurde erarbeitet und an einer ausserordentlichen GV beschlossen.

Zwischenergebnisse wurden jeweils in den Mitteilungen publiziert. Auf dem Boden dieser gemeinsamen Vision wurden auch die Statuten einer Gesamtrevision unterzogen und ebenfalls an einer a.o. GV einstimmig angenommen. In der Verwaltung wurde mit der Umstellung der gesamten Administration auf EDV ebenfalls der Anschluss ans neue Zeitalter vollzogen. Der neu geschaffene Flohmarkt ist nicht nur geeignet, die dem Freidorf verbliebenen ehemaligen Ladenlokale und den ganzen Vorplatz samt Strasse zu beleben, sondern das Freidorf auch als Quartierereignis einem weiteren Besucherkreis zu öffnen. Wie auch ältere Freidörfler durchblicken liessen, ist mit dem Verlust der Vollgenossenschaft notgedrungen eine stärkere Einbindung in das Sozialleben der Gemeinde Muttenz erfolgt und damit auch eine allgemeine positivere Einstellung zu einer schon längst zur Tatsache gewordenen Entwicklung. Wer katholisch war, war ja schon immer in die Kirchgemeinde integriert, wer etwas besser Fussball spielte, blieb wohl kaum beim FC-Freidorf, und wer ein Musikinstrument professionell beherrschte, spielte auch nicht unbedingt im Freidorforchester mit. Mit fortschreitender Differenzierung und Spezialisierung in allen Lebensbereichen entwuchs man immer früher dem freidörflichen Horizont.

Ob das nun renovierte Genossenschaftshaus für alle Zeiten den Grosscomputer der Coop Gruppe beherbergen muss oder ob vielleicht einmal doch eine Nutzungskombination gefunden werden kann, welche dem Baugedanken angemessener ist, vielleicht nicht bloss für das Freidorf oder die Coop Gruppe, sondern für die Gemeinde oder gar die Region eine

sinnvolle Aufgabe übernehmen kann, sollte zumindest nicht verschlafen werden. Annexen in modernster, konstruktiv funktionaler und trotzdem nicht unpoetischer Formensprache kann sich ein zeitgemässer Denkmalschutz, wie im Kapitel 10.9 ausgeführt, nicht verschliessen.

12.20 Zusammenfassende Charakterisierung

Die Freidörfler haben ihre Niederlage in bezug auf das Genossenschaftshaus wegstecken können. Trotz der weiteren Verarmung des Freidorflebens in sozialer Hinsicht wurden systematische Renovationsarbeiten vorausblickend im Zeichen des ökologischen Zeitalters mutig und vorbildlich angepackt und zu Ende geführt. Damit hat das Freidorf an innerem, baulichen Wert beträchtlich hinzugelegt. Mit dem Blockheizkraftwerk auf neuestem technischen Stand wurde auf die Herausforderung der Energie- und Emissionsprobleme zukunftsweisend eingegangen.

Damit sind Kräfte für einen anderen Acker freigeworden. 1963, im Zuge der grossen Umstrukturierung vom VSK zur Coop Schweiz war zu lesen, dass "wir wie alle Demokratien der Welt zuviel Zeit mit Diskussionen verlören und deshalb zuwenig Zeit zum Handeln hätten." Dem ist aus heutiger Sicht entgegenzuhalten, was Heinrich Böll immer wieder mit zunehmender Eindringlichkeit gesagt hat: "Anteilnahme und Mitwirkung am lebendigen gesellschaftlichen Prozess ist durch nichts zu ersetzen." Mit der zukunftsorientierten Interpretation des 75-jährigen Jubiläums des Freidorfs, dem neuen politischen Stil bei der Erarbeitung eines Leitbildes, der Schaffung offener Foren und mit der Generalrevision der Statuten, hat ein aktiver Kern einer neuen Siedlungsgeneration - darunter auch viele junge Frauen - einen erfreulichen Wiederaufbruch in dieser Richtung eingeleitet.

16 Anhänge

16.1 **Das "Goldmacherdorf" von Heinrich Zschokke⁶, kurze Zusammenfassung**

Oswald, der als junger Bursche von Guldenthal ausgezogen war, um in fremde Kriegsdienste zu gehen, kehrt nach 17 Jahren in sein heimatliches Dorf zurück. Guldenthal ist inzwischen arg verlüdert, die Häuser und Gärten sind verkommen und überall türmt sich der Unrat. Die meisten Haushaltungen stehen bei den vier Wirtschaften in der Kreide und auch die Gemeinde ist bei der Obrigkeit stark verschuldet. Arm und Reich sind verfeindet. Der Schulmeister ist ein verachteter Trunkenbold und der betagte, frömmliche Pfarrer kümmert sich vor allem um sein eigenes Seeleheil. Als Oswald, abwechselnd zwischen Wut und Trauer sich bei der Obrigkeit über die Zustände beschweren und aussprechen will, muss er froh sein, nicht gleich eingesperrt zu werden. Im Anschluss an eine Gemeindeversammlung hält Oswald dem verkommenen Dorfe in einer Ansprache den Spiegel vor die Nase und erntet Zorn und Hass. Nachdem der Schulmeister betrunken jämmerlich im Dorfweiher eroff, unterboten sich der verlumpfte Schneider "Specht" und der lahme Geiger "Schluck" gegenseitig, um die freigewordene Stelle zu kriegen. Da greift Oswald in den wüsten, öffentlich ausgetragenen Streit der beiden ein und erklärt sich bereit, den Schulunterricht unentgeltlich zu übernehmen. An vier Wandtafeln lässt Oswald die vier jeweils fortgeschrittensten Kinder einer Gruppe von 12 Schülern unter seiner Aufsicht Unterricht erteilen⁷. Auch wird kurz darauf der Pfarrer altershalber durch Roderich, einen jungen und engagierten Mann abgelöst, der bald auch als unentgeltlicher hausärztlicher Ratgeber eine segensreiche Tätigkeit entfaltet. Oswald vermählt sich mit Elsbeth, der Müllerstochter, die ihm seit seiner Rückkehr ins Dorf sehr zugetan war und die unter den Anfeindungen gegen Oswald sehr gelitten hatte. Das häusliche Glück macht sie von Tag zu Tag schöner, was zur Bewunderung der älteren Mädchen führt und diese veranlasst, zu ihr in eine Art abendkursliche Haushaltlehre zu gehen.

Nachdem "der Erbprinz" eigens das verkommene Dorf besucht, nicht etwa um im grössten Wirtshause oder beim Gemeindepräsidenten abzustiegen, sondern eigens um Oswald zu besuchen, geht das Gerücht um, dass er es mit dem Teufel treibe, worauf ein verschuldeter Familienvater nach dem andern heimlich zu Oswald geschlichen kommt, damit dieser sie in die schwarze Magie einführe. Oswald verpflichtet sie zur Verschwiegenheit und bestellt alle auf Mitternacht desselben Tages zu sich in die dunkle Wohnstube. Nachdem sich diese von den Schrecken der anderen Geister erholt haben, erscheint Oswald in Offiziersuniform und schüttet bei schwachem Kerzenlicht vor den Augen aller so viel pures Gold auf dem Tische aus, wie es noch keiner je gesehen hat. Er gründet mit den anwesenden 32 Familienvätern einen geheimen Bund, den "Goldmacherbund". Jeder verpflichtet sich durch Handschlag unter dem Siegel absoluter Schweigepflicht, während 7 Jahren 7 Tugenden nachzuleben. Oswald verspricht jedem Einzelnen Hilfe in der langen Zeit der Prüfung und Umkehr und als Lohn nicht bloss blankes Gold, sondern was viel wertvoller sei, die Einführung in die Kunst des Goldmachens. Als die Zeit abgelaufen ist, hat jeder bereits begriffen, worauf Oswald abzielte und Fähigkeiten erworben, ohne schwarze Magie auf rechtmässigem Wege zu Gold zu kommen. Oswald wird zum Gemeindevorsteher gewählt. Das ganze Dorf ist nicht mehr wiederzuerkennen. Überall ist Ordnung, und Zufriedenheit, hinter den Blumengärten schliessen sich Gemüse- und Obstgärten an.

Soweit wäre Zschokkes Fortsetzungsroman ein sozialromantisches Märchen, die Geschichte eines begnadeten, halbgöttlichen Menschenfreundes und Volkserziehers, weiter nichts. Im

⁶Erschienen in seiner Zeitschrift: "Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote" Jahrgang 1817

⁷Das System des wechsel- und gegenseitigen Unterrichts geht auf den Schotten Andreas Bell zurück, der dies 1790 in einer ostindischen Militäranstalt mit Erfolg praktiziert und in einer in London 1797 erschienen Schrift publiziert hatte, und auf den englischen Quäker Joseph Lancaster, der in einer Armenschule in London ähnliches praktiziert und 1806 auch publiziert hatte.

zweiten Teil des Romans streut der Autor jedoch geschickt in die Erzählung verwoben, theoretische Grundlagen und praktische Anweisungen zum Aufbau zahlreicher damals revolutionärer Selbsthilfe- und Kooperationsmodelle ein. Als beispielsweise im Nachbardorf "Ferkelhausen" infolge Spiels zweier unbauaufsichtiger Kinder mit dem Herdfeuer, eine ganze Hausgruppe und auch einige Stück Vieh zum Opfer fielen, kurz darauf des Adlerwirts "Kreidemann" Töchterchen in der Jauchegrube jämmerlich ertrank, schritt man auf Oswald und Roderichs Vorschlag zur Gründung von Kinderkrippe und Kindergarten zu. Da es bei allen Neuerungen Gegner und berechnete Bedenken gibt, werden in wiedergegebenen Gesprächen die wichtigsten Pro- und Kontra-Argumente diskutiert.

Bei der Beschreibung der Obstgärten werden die neuesten Garten- und Obstbaumethoden beschrieben, wie sie von Zschokkes Freund von Fellenberg³ entwickelt und mit Erfolg erprobt worden waren.

Folgende Selbsthilfe- und Kooperationsmodelle kommen im Goldmacherdorf zur Anwendung:

- o Ersparniskasse, anfangs zur Schuldenabtragung, dann zur Sparkapitalbildung
- o Anleitung zur buchhalterischen Kontrolle und Führung des privaten Hauswirtschaftsbetriebes
- o Gemeinschaftsküche ("Sparsuppe") zur Einsparung des Brennholzverbrauchs, zur Verbesserung der Nahrungsqualität und als Zeitersparnis für die Frauen und als Wirtshausersatz zur Gemeinschaftsbildung
- o Milch- und Käsegenossenschaft
- o Bau eines Gemeinschafts-Back- und Dörrhauses und eines Waschhauses (Ziele wie "Sparküche")
- o Einbindung sozialer Randgruppen wie "Häusler" und "Spitteler" in die Gemeinde durch Gründung eines "Armenhauses" und Aufbau sozialer Netze durch Paten- und Vormundschaften.
- o Güterzusammenlegung unter den Bauern
- o Gründung eines "Bewahrhauses" (Kinderkrippe und Kindergarten).

³ Philipp Emanuel von Fellenberg (1771-1844) richtete ab 1799 das Gut "Hofwyl" bei Bern zu einer die Kinder aller Klassen zusammenführenden Erziehungsanstalt ein, bei der dem Gartenbau eine grosse Bedeutung zukam.

16.1.1 "Das Goldmachedorf" in der "Selbstschau" Heinrich Zschokkes (1771 - 1844)

"Für gebildete Stände der bürgerlichen Gesellschaft ist allenthalben zum Überfluss mit nützlichem und unnützem Naschwerk gesorgt. Für sie blüht im Musengarten in Hülle und Fülle der Rosen und Lilien. Für die bildungsärmeren Stände gibt es kaum einige Wiesenblumen darin. Kunst geht nach Brot und Ruhm, kümmert sich wenig um den gemeinen Mann, das ist um den Grossteil jeder Nation, der freilich weder Ruhm noch Brot spenden kann. Ich, wenig auf Künstlerehre erpicht, fühle immer noch wie sonst für die Vergessenen im Volk mehr Teilnahme als für die Wohlgepflegten. Ich nahm mir auch vor, ganze Reihen belehrender, kleiner Erzählungen für den gemeinen Mann zu entwerfen. Der Vorsatz war zwar leichter gefasst als auszuführen. Dennoch liess ich einige solcher Historien ausfliegen.

Von dieser Art war z.B. die Erzählung "das Goldmachedorf", eigentlich nur für schweizerische Landleute berechnet. Es freute mich indessen sehr, dass das Büchlein auch in Frankreich, Italien und sogar in Russland verbreitet wurde, aber weit mehr noch, dass es zu Nachdrucken von Lieder- und Bücherhausierern an den Jahrmärkten, in Hütten der Dörfler eingeschmuggelt wurde, wo es seinen Ehrenplatz zwischen Till Eulenspiegel, der schönen Melusine, dem gehörnten Siegfried und anderen unsterblichen Werken "gedruckt in diesem Jahr", erhielt".

Aus Heinrich Zschokke: Eine Selbstschau, geschrieben 1841 als 70-Jähriger.

16.1.2 J.F. Schär und das "Goldmachedorf"

Nachdem J.F. Schär 1865 sein Patent als Volksschullehrer erworben hat, tritt er in Wattenwil bei Seftigen seine erste Stelle an. Er schreibt 1916 in "Mein Werdegang zum Genossenschafter":

"Von Anfang an fasste ich den Lehrerberuf von einer höheren Warte aus auf, meine Wirksamkeit sollte nicht auf den engen Raum des Schulzimmers begrenzt sein.; ich wollte meine Ideale in das Volk hinaustragen.

Dazu gab mir ein wunderbares Buch den entscheidenden Anstoss, es war Zschokkes "Goldmachedorf", das mir aus der neu gegründeten Schulbibliothek in die Hände fiel. Den Helden dieses einzigartigen Buches, Oswald, wollte ich nachahmen, das um so mehr, als ich den Zustand, wie ihn Zschokke als Schauplatz der Tätigkeit des Reformators Oswald geschildert hat, genau in meinem Dorf wiederzufinden glaubte. Ich sammelte nun die jungen, sangesfrohen und sangeskundigen Leute, Söhne und Töchter - eine davon wurde später meine Gattin, die Mutter meiner Kinder - um mich und gründete und leitete einen Männerchor, gemischten Chor und Frauenchor, mit denen wir manchen Lorbeer an den oberländischen Bezirks gesangsfesten holten. Die strammen Jünglinge, die nicht wussten wohin mit ihrem Übermut und ihrer überschüssigen Kraft, vereinigte ich zu einem Turnverein. Alle Mitglieder des Gesangs- und Turnvereins organisierten sich im Winter zu einer "Liebhaber-Theatergesellschaft", in welcher ich nicht nur als Akteur, sondern auch als Regisseur mitwirkte. Alle 14 Tage versammelten sich die Lehrer der Gemeinde Wattenwil und Umgebung bei mir in meiner Junggesellenwohnung zu einem freiwilligen Fortbildungskurs, wo sämtliche Teilnehmer zu Vorträgen angehalten wurden. Ich dozierte Geschichte der Pädagogik und Chemie, wofür ich in einer Dachkammer ein Laboratorium eingerichtet hatte. Aber mit all dem kam ich meinem Vorbild, dem Oswald im "Goldmachedorf" nicht näher. Ich wollte der Dorfgemeinde auch wirtschaftlich nützlich sein. Die Unmöglichkeit der Gründung einer allgemeinen Wohlfahrtsgenossenschaft einsehend, entschloss ich mich, eine Anzahl wohlgesinnter und gemeinnütziger Männer, alte und junge zu einer Versammlung einzuladen. In dieser Versammlung schilderte ich die Zustände meiner Gemeinde, skizzierte die Ideen zur Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse und schloss mit dem Antrag auf Gründung eines gemeinnützigen Vereins. Von vielen Seiten, hauptsächlich von meinem liebsten und teuersten Freund, Oberförster Simon, lebhaft unterstützt, wurde der Verein gegründet. Der ehrbare, angesehene und ämterreichste

Dorfbewohner, Herr Amtsrichter und Grossrat Werren, mein späterer Schwiegervater, liess sich bestimmen, das Präsidium zu übernehmen. Mir fiel das Amt des Sekretärs zu. Und nun begann eine reiche, fruchtbare Tätigkeit des gemeinnützigen Vereins. Wir suchten Anschluss an die finanzkräftige ökonomische Gesellschaft des Kantons Bern, veranstalteten Vorträge über Agrikulturchemie, Obstbaumzucht, Strassen- und Verkehrswesen, Einführung neuer Industrien, Forstwirtschaft, Armenwesen; Schulfragen, Bekämpfung der Schnapsseuche, Gürbenthal-Entsumpfung, Amtersparniskasse, etc. Nur die Politik vermieden wir sorgfältig, denn die Mehrzahl gehörte der konservativen, die Minderheit der freisinnigen Partei an."

17 Literaturverzeichnis

17.1 Genossenschaftshistorische und -theoretische Schriften

Anderes Leben, Geschichte und Zukunft der Genossenschaftskultur, Herausgeber: Klaus Novy, Bodo Hombach, Frank Karthaus, Ulrich Birnberg, Arno Messmann, Albert Schepers, Verlag J.H.W. Dietz, Bern 1985

Wilfried Haerberli: Die Geschichte der Basler Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1914, Band 1, 164. Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige, in Kommission bei Helbling & Lichtenhahn, Basel 1986

Heinrich Pestalozzi: Lienhard und Gertrud, Neuhof 1780, Verein für Verbreitung guter Schriften, Zürich 1945

Heinrich Zschokke: Das Goldmachedorf, Aarau 1817, in: Pioniere und Theoretiker des Genossenschaftswesens, Band 2, VSK Basel 1918

Robert Richard Wagner: Robert Owen, Lebensroman eines Menschengläubigen, Europa-Verlag Zürich/New-York 1942

J. Fr. Schär: Genossenschaftliche Reden und Schriften, Basel 1920 in: Pioniere und Theoretiker des Genossenschaftswesens Band 1, VSK Basel 1920

17.2 Schriften zu Architektur und Städtebau

Leonardo Benevolo: Die sozialen Ursprünge des modernen Städtebaus, Lehren von gestern, Forderungen für morgen, Hrg. Ulrich Conrad, Bauwelt Fundamente 29, Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH/Bertelsmann Fachverlag, Gütersloh 1971

Franziska Bollery: Architekturkonzeption der utopischen Sozialisten, Heinz Moos Verlag München 1977

Ebenezer Howard: Gartenstädte von morgen, das Buch und seine Geschichte, Hrg. Julius Posener, Bauwelt Fundamente 21, Verlag Ullstein GmbH Berlin & Frankfurt/M Wien 1968

Martin Kieren: Hannes Meyer, Dokumente zur Frühzeit, Architektur- und Gestaltungsversuche 1919 - 1927, Verlag Arthur Niggli AG, Heiden 1990

Arthur Rüegg und Co am Lehrstuhl Prof. Schnebli: Wohnungsbau Basel 1915 - 1935, ETHZ, Lehrstuhl Schnebli 1977

Claude Schnaidt: Hannes Meyer, Bauten Projekte und Schriften, Verlag Arthur Niggli AG, Teufen AR 1965

17.3 Literatur zu Genossenschaftlichem Wohnen

Maria Schmidhauser: Nachbarschaftliche Vernetzungen, Beziehungsnetze, ihre Bewusstwerdung und ihre möglichen Veränderungen in einer Genossenschaftssiedlung, Schule für Soziale Arbeit Zürich, Abschlussarbeit 1986

Bernhard Stricker: Wohnen in der Siedlung, Zytglogge Verlag Bern 1990

17.4 Freidorfliteratur

25 Jahre Siedlungsgenossenschaft Freidorf, Hrg. Henry Faucherre, basierend auf der Freidorfbroschüre aus dem Jahre 1921, ergänzt mit Beiträgen von Dr. Henry Faucherre und Alt-Redaktor Ulrich Meyer, Freidorf im August 1943

50 Jahre Siedlungsgenossenschaft Freidorf, nach Protokollen und Jahresberichten zusammengestellt und bearbeitet von Liny Eckert, Freidorf im April 1969

Broschüre zum Anlass der Fassadenrenovation 1981 bis 1984, Siedlungsgenossenschaft Freidorf, Muttenz 1984

17.5 Literatur zu VSK bzw. Coop Schweiz

Bernhard Jäggi: Richtlinien zur weiteren Entwicklung der Genossenschaftsbewegung, Zusammenfassung der wegweisenden Grundsätze des Genossenschaftlichen Seminars, in: Genossenschaftliches Seminar Freidorf-Basel 1943

Werner Kellerhals: Coop in der Schweiz, Materialien zur Entwicklung der Coop Schweiz und der Coop-Genossenschaften seit dem Ende des zweiten Weltkrieges, Coop Schweiz Basel 1990

Karl Mundig: Pflichten und Rechte der Genossenschaftsangestellten im Lichte der Genossenschaftsidee, in: Genossenschaftliches Seminar Freidorf-Basel 1943

Paul Meyer: Bernhard Jäggi, Dienst am Volk, in: 35 Jahre Verband Schweizerischer Konsumvereine 1900 bis 1934, Basel 1935

Zur "Auszeherung des Genossenschaftshauses Kapitel 6.3

- 1919 diverse Projektskizzen
- 1919 Verkleinerung (ca. Halbierung) des Genossenschaftshauses (3-geschossig) aus Kostengründen
5. März 1922 Ursprünglicher Langbau an der GV bewilligt
30. Sept 23 GV im (unvollendeten) Neubau
- Weihnacht 23 Kegelbahn eröffnet und Glockenspiel eingeweiht
1. April 1924 Eröffnung des Freidorfladens
- Ostern 24 Die 1920 mit Lehrer Beglinger eröffnete Gesamtschule zieht ins Genossenschaftshaus ein (? 7 Klassen, 56 Kinder?)
Bibliothek wird ins Lehrerzimmer gezügelt
- 17 März 24 Eröffnung des Café-Restaurant
1. Juni 24 Offizieller Einweihungstag des Genossenschaftshauses mit 700 Delegierten des VSK.

Gründung des Genossenschaftlichen Seminars

Verkleinerung der Turnhalle im Dachgeschoss zugunsten von Mansardenzimmern für auswärtige SeminaristInnen
- 34 Einrichtung einer Poststelle im Genossenschaftshaus
- 1939 - Einquartierung von Truppen in Turnhalle, Kegelbahn, Schul- und Lehrerzimmer
- Juni 56 Auszug des genossenschaftlichen Seminars auf den Horner
- 1960 Aufhebung der Poststelle
- Dez 1968 Einstellung des Restaurations- und Saalbetriebes
- März 1970 Aufhebung des Schulbetriebes (Baracken im Donnerbaum)
- Frühling 1972 Kündigung der Turnhalle durch den Kanton
30. Nov. 1973 a.o. GV beschliesst 2 Mio für Renovationen am Genossenschaftshaus
- bis Ende 1974 Fassadenrenovation und Unterzeichnung eines 15-jährigen Mietvertrages mit Coop Schweiz zur Einrichtung eines Computerzentrums
- 1975 Bezug des Genossenschaftshauses durch das Rechenzentrum der Coop Schweiz

"47% des Gebäudes sind nutzbar, 53% Treppen und Gänge"
(Aus einer Dokumentation des Freidorfs für die Muttener Landräte vor der Beantwortung der kleinen Anfrage Bischoff Nov 1971)